

Illustrirte Monatschrift
im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Nro. 3. „Die katholischen Missionen“ erscheinen allmonatlich, zwei bis drei Quartbogen stark, und können durch die Post und durch den Buchhandel bezogen werden. Preis pro Semester 2 Mark. März 1875.

Inhalt:

P. Robert de' Nobili.

2. Die neue Christengemeinde in Madura.

Der jungen von P. de' Nobili gegründeten Christengemeinde in Madura fehlte nicht das Siegel der Bewährung und Prüfung. Gott selbst unterstützte und kräftigte des Werk des glaubenseifrigen Missionärs in auffallender Weise. Zunächst war der tugendhafte Wandel der Neubekehrten, ihr Eifer, ihr Glaube, die Gluth ihrer Andacht, die Einsicht und das Verständniß der Heilswahrheiten, das sie bekundeten, Allen das beredteste Zeugniß, daß hier das Werk Gottes und der Segen Gottes offenkundig seien. Im August 1610 besuchte der Provinzial und Obere des P. Robert die Mission von Madura; er ist des Lobes voll über den regen christlichen Geist, der alle Neophyten beseelte:

„Wir hatten,“ schreibt er in seinem Rechenschaftsberichte vom 8. Dec. 1610 an den P. General Claudius Aquaviva, „eine äußerst beschwerliche Reise bei fast ununterbrochen niederströmendem Platzregen, über reißende und hochgehende Waldbäche, durch sehr schwierige Wege und über schroffe und steile Felsen; allein das Glück, das wir in Madura verkosteten, ließ uns alsbald alle ausgestandenen Beschwerden vergessen. Der Andachtseifer und die Frömmigkeit dieser Christengemeinde erinnern an die ersten Zeiten der Kirche; auch hat es Gott gefallen, zu seiner Ehre und zur Beschämung seiner Feinde die alten Wunder zu erneuern. Die Christen zeigten eine so innige Frömmigkeit, eine so gründliche Kenntniß der heiligen Religion, sie sind von einem solchen Eifer für die Heidenbekehrung entflammt, daß ich voll Staunen und Bewunderung oft mit den Aposteln ausgerufen habe: auch diese haben den heiligen Geist empfangen.“

Eine zweite Bestätigung, die Gott dieser Mission angedeihen ließ, war, wie wir eben den P. Laërzio andeuten hörten, der gar nicht seltene Fall, daß durch das Gebet des Missionärs und der Christen, oder durch den Gebrauch der Sacramentalien, des Kreuzes, Weihwassers, durch den Empfang der heiligen Taufe plötzliche Heilungen der auffallendsten Art stattfanden, drohende Unglücksfälle abgewandt und die Belästigungen und Einflüsse des bösen Geistes gebrochen wurden. Die Briefe des P. de' Nobili enthalten eine große Anzahl dieser Züge. Sie einzeln aufzuführen, würde uns zu lang aufhalten und ist auch nicht nöthig. Dieser Vorzug der Christen und die Gunst Gottes gegen sie war so auffallend und bekannt, daß oft auch Heiden in ihren Bedrängnissen zu den Christen ihre Zuflucht nahmen.

Das dritte Siegel der göttlichen Bewährung drückten der neuen Christengemeinde die Leiden und Verfolgungen, die Anfeindungen und Widersprüche auf, denen sie von Seiten der Feinde Gottes als ächte Tochter der katholischen Kirche ausgesetzt war. Die meisten Stürme erregten, wie leicht begreiflich, die Wuth und der Neid der Götzenpriester, welche die Zahl ihrer Anhänger und damit die Opfergaben und Einkünfte sich mehr und mehr verringern sahen. Durch allerlei Ränke suchten sie ein Verfolgungsedict gegen die Christen vom König zu erwirken. Traf irgend ein Unglücksfall das Land, versagte z. B. der Himmel den gehofften Regen, so versammelten sie sich und erklärten feierlich, die Anwesenheit des europäischen Brahminen sei die Ursache des Strafgerichtes, das die Götter über Madura

hielten; bald wurden P. de' Nobili und seine Schüler als Gottesläugner und Verächter der Götter, bald als Zauberer und Betrüger angeklagt, man hetzte die Volksmassen gegen sie auf, und mehr als einmal war sein Leben in Gefahr. Selbst Hermecatti, der ihm Grund und Boden zum Bau einer Kirche überlassen hatte, ward öfter so gegen ihn eingenommen, daß er ihm bereits Befehle sandte, augenblicklich sein Gebiet zu räumen und die Kirche niederzureißen. Inmitten dieser Bedrängnisse zeigte der Missionär ebenso viel Muth und Unerschrockenheit als Klugheit und Gottvertrauen. Im heißen Gebete wandte er sich zuerst an Gott, den Schützer der Bedrückten, dann aber gebrauchte er mit Muth und Ausdauer alle menschlichen Mittel; das Feuer seiner Beredsamkeit, der edle Stolz und die vor keiner Schwierigkeit zurückbebende Größe und Erhabenheit seiner Gesinnung imponirten dem von Natur aus schwachen, unbeständigen und furchtsamen Charakter der Inder — sie beugten sich vor dem Europäer und jeder Angriff trug diesem neue Lorbeeren, neue Errungenschaften ein. In den letzten Monaten des Jahres 1609 sah sich P. de' Nobili, der seit August dieses Jahres an P. Emmanuel Leitan einen Mitarbeiter erhalten hatte, durch den steten Zuwachs seiner Christengemeinde genöthigt, eine größere und schönere Kirche zu erbauen, da die bisherige die Zahl der Christen lange nicht mehr fassen konnte. Als die Mauern sich bereits erhoben und aus dem Grundrisse der Umfang und die Großartigkeit des Baues sich ahnen ließen, da entbrannte neuerdings die Eifersucht und Wuth der heidnischen Brahminen. Das Haupt derselben ließ einen Aufruf ergehen, in dem der Boden als Eigenthum einer Pagode in Anspruch genommen, P. de' Nobili selbst aber als ein Betrüger und Eindringling mit allen Schmähungen überhäuft wurde. Allen Ernstes bemühte man sich zugleich, ein Verbannungsdekret vom König zu erwirken. Um noch weitere Anlässe zu Anklagen zu finden, begab sich das Haupt der Brahminen selbst zum Hause des Missionärs. Voll Stolz und Anmaßung und mit den Zeichen der äußersten Verachtung trat er ein; ohne Gruß setzte er sich nieder und überschüttete den Pater mit einer Menge Fragen nach seiner Herkunft, seiner Heimath, seiner Beschäftigung, seiner Religion u. s. w. Dieser antwortete ruhig und bescheiden. Das reizte den Zorn des Brahminen noch mehr, er entfernte sich in vollster Aufregung und ließ auf der Straße noch seinem Ärger in Schmähreden freien Lauf, indem er ihn einen Prangui schalt und sich anheischig machte, dieses in Gegenwart des Königs zu erhärten.

„Dieser Sturm dauerte," erzählt P. Leitan in einem Briefe vom 20. Nov. 1609, „zwölf Tage. Während dieser Zeit lasen wir die heilige Messe und opferten Gebete und gute Werke auf, um die Hilfe der göttlichen Barmherzigkeit zu erlangen. Endlich schien es uns gerathen, den Brahminen bei seiner schwachen Seite zu fassen, wir erboten uns, ihm den Preis des Terrains zu bezahlen. Als man ihm vom Geld sprach, da verklärte sich gleich sein Antlitz und er sagte zu."

Die klingende Münze machte ihn zum Freunde. Die neue Kirche konnte ohne weitere Schwierigkeit gebaut werden. Doch war der Geiz des Brahminen nicht der einzige Grund, daß er seinen Haß fahren ließ. Denn P. de' Nobili hatte ihm sagen lassen: „Wenn du den Beweis lieferst, daß ich ein Prangui bin, so bin ich's zufrieden, daß man mir die Augen ausreiße; aber nimm dich in Acht, kannst du deine Behauptung nicht begründen, so wird es dir an die Augen gehen. Was deine weitere Klage angeht, daß ich keine Pagode betrete, so werde ich mich wohl hüten, in eine so schmutzige und unreine Behausung, wo so viele Greuel und Sünden begangen werden, einzutreten." Diese feste und entschiedene Sprache hatte neben dem Gelde ihre gute Wirkung gethan und den Zorn des Brahminen abgekühlt.

Eine Anklage kehrte immer wieder und brachte die Heiden in Aufregung, die Christen in Verwirrung und Furcht — die Anklage, P. de' Nobili sei ein Prangui; er sei im schwarzen Kleide in der Stadt angekommen und habe anfangs bei dem Priester der Pranguis gewohnt; er sei also ein gemeiner, verworfener Mensch. Wir haben früher über den Begriff gesprochen, den der Inder mit dem Worte Prangui verband, und daraus erklärt sich diese Erscheinung. Diese Art der Verfolgung war für die entstehende Christengemeinde in Madura ohne Zweifel die gefährlichste, und mehr als einmal war durch dieses Pranguigeschrei das ganze Werk des P. de' Nobili in Frage gestellt. In ganz besonders drohender Gestalt trat diese Gefahr im Jahre 1610 an die Kirche von Madura heran. Ein Paraver, ein Christ von der Küste, gab sich als Werkzeug dazu her. Sei es, daß er von den Brahminen bestochen war, oder sei es, daß er nur einer Eingebung seiner thörichten und verletzten Eitelkeit folgte, er machte sich mit geheimnißvoller und wichtig thuender Miene an die Christen in Madura heran und versicherte, daß sie durch die Taufe ihre Kaste und ihren Geschlechtsadel eingebüßt hätten und in die Kaste der Pranguis und der Paraver seien eingereiht worden; das Salz, das man ihnen bei der Taufe in den Mund gegeben und die übrigen Taufceremonien seien nichts weiter gewesen als eben die Mittel und Abzeichen des Anschlusses an diese Kaste; ihr Lehrer selbst sei ein Prangui. Der Mensch wußte seine falschen Angaben mit so viel täuschendem Schein vorzubringen, daß er wirklich bei den Christen Glauben fand und sie in eine unbeschreibliche Angst und Verwirrung versetzte. Vierzehn von den zuletzt Getauften hörten sogleich auf, die Kirche zu besuchen. Der Pater ließ sie, sobald man ihm deren Abfall meldete, rufen, in der Hoffnung sie noch eines Besseren belehren zu können. Allein die Aufregung der Gemüther war zu groß. Sie kamen nur bis vor das äußere Thor seiner Wohnung, und ohne einen Fuß über die Schwelle zu setzen, riefen sie laut aus: „Wir sind Christen, o ja! wir schätzen uns glücklich, den Glauben an Christus umfaßt zu haben, weil wir wissen und recht gut einsehen, daß es keinen anderen Weg zum Heile gibt; aber daß man von uns verlangt, uns der Kaste der Pranguis anzuschließen, nein, das ist zu viel, das ist unmöglich, niemals können wir uns dazu verstehen; eher sterben als dieses!" Mit einem Blick übersah P. de' Nobili die Größe der Gefahr. Die große Masse seiner Christen blieb zwar in dem einmal erkannten Glauben fest und unerschütterlich, aber in den Augen der Heiden waren sie mit Schmach und Schande bedeckt und die Hoffnung, noch ferner Katechumenen zu gewinnen, war dahin. Es galt jetzt, entweder die Verleumdung in eklatantester Weise zu vernichten, oder das Land zu verlassen und die weiteren Christianisirungsversuche der höheren Stände aufzugeben. Der Missionär begab sich in's Gebet, um vom Vater der Erleuchtung und Gott alles Trostes Licht und Rath zu erflehen. Da faßte er den Entschluß, eine feierliche Erklärung öffentlich bekannt zu machen, die geeignet wäre, alle Unklarheit und allen Zweifel zu zerstreuen und Christen und Heiden zu überzeugen. Er erließ daher eine Art Pro-

clamation in folgenden Ausdrücken nach indischem Styl und Geschmack:

„Der Radschah (Fürst) und Büßer, der das wahre Gesetz lehrt und befolgt, an alle Saniassis und die übrigen Menschen Heil von Gott, geistliche Wohlfahrt und Segen! Die Vertheidiger der Wahrheit pflegen schriftlich gewisse Sätze aufzustellen, damit sie so offenkundig werden wie das Sonnenlicht. Daher glaubte auch ich, in die Nothwendigkeit versetzt, einige Wahrheiten auszusprechen, diesem Gebrauche mich fügen zu müssen. Leute, die mich nicht kennen, haben schwarze Verleumdungen über mich verbreitet. Aus Furcht, es könnten tugendhafte Seelen sich hintergehen lassen und durch Leichtgläubigkeit sündigen, will ich in aller Aufrichtigkeit antworten: ich bin kein Prangui; ich bin im Lande der Pranguis weder geboren, noch auch mit der Kaste der Prangui's verbunden, Gott ist mein Zeuge; und wenn ich eine Lüge sage, so will ich, außerdem daß ich an Gott ein Verräther werde und den Höllenpeinen mich preisgebe, auch hier auf Erden alle nur erdenkbaren Strafen erdulden. Ich bin geboren zu Rom. Meine Familie nimmt dort den Rang ein, den hier zu Lande die vornehmen Radschahs behaupten. Seit meiner Jugend habe ich den Stand eines Saniassi erwählt, ich habe die Philosophie und das heilige geistliche Gesetz studirt; ich habe mein Vaterland verlassen, mehrere Königreiche durchreist und bin in Madura angekommen. Gott hat es mir eingegeben, hier einige Jahre als Büßer zu leben; Hermecatti gab mir Grund und Boden und ich ließ mich daselbst nieder. Denjenigen, die mich besuchen, spreche ich nur von Dingen, die auf das Seelenheil Bezug haben; ich zeige ihnen, daß es einen einzigen Gott gibt in drei Personen, der unendlich ist in seinen Eigenschaften, der die Welt, die Menschen und alle Wesen geschaffen hat. . . . Das heilige geistliche Gesetz, das ich verkünde, verpflichtet Niemanden, seiner Kaste zu entsagen, oder in eine andere Kaste einzutreten oder etwas zu thun, was mit der Kastenehre unvereinbar wäre. Das heilige geistliche Gesetz gehört allen Kasten an. Gleichwie, da der König Herr all' dieser Länder ist, Alle, welche sie bewohnen, Brahminen sowohl als Radschahs, verpflichtet sind, ihm in den Anordnungen der zeitlichen Regierung zu gehorsamen, so müssen auch, da der wahre Gott der rechtmäßige Herr und Gebieter aller Menschen ist, alle Stände und Kasten in Gemäßheit dieses geistlichen Gesetzes leben. Dieses Gesetz, das ich verkünde, haben schon vor mir in eben diesen Ländern andere Männer, Saniassis und Heilige, gepredigt. Wer behaupten wollte, daß dieses Gesetz nur das den Pranguis oder Parias eigenthümliche Gesetz sei, der würde eine große Sünde begehen, denn da Gott der Herr aller Kasten ist, muß auch sein Gesetz von allen beobachtet werden. Es gibt keine so hohe Kaste, die nicht durch die Unterwerfung unter dieses Gesetz noch mehr geehrt würde. Gleichwie die Sonne ihre reinsten Lichtstrahlen über alle Kasten und über alle Dinge in der Welt ausgießt, ohne von ihrem bewunderswerthen Glanze etwas einzubüßen, und wie dieses gemeinsame Licht, weit entfernt die Brahminen zu beflecken, sie vielmehr ehrt, so gießt auch Gott, die geistige Sonne, die Wohlthaten seines heiligen Gesetzes, welches das wahrhafte geistliche Licht ist, über alle Menschen aus. Ich weiß wohl, daß einige es für ungeziemend erachten werden, wenn ich, als Saniassi, schriftlich mein Vaterland und meine Familie kundgebe; aber wegen der Ehre des Gesetzes, das ich predige, haben mich die Verleumdungen dazu genöthigt."

Diese Erklärung wurde bekannt gemacht und an dem Stamme eines Baumes, der sich vor dem Missionshause befand, angeheftet. Alle, Christen und Heiden, wurden gebeten, davon Kenntniß zu nehmen; sollte Jemanden noch Unklarheit oder Zweifel bleiben, so bot sich P. de' Nobili zu jeder Auskunft an. Dieses Schriftstück und dieses Benehmen führten die ersehnte Ruhe und das Vertrauen unter den Christen zurück. Sie kamen wieder zur Kirche und machten sich über ihre Furcht und Leichtgläubigkeit Vorwürfe. Doch hiemit waren die Brahminen noch nicht beschwichtigt und gewonnen. Der Saniassi des Nordens sollte vor einer Commission von fünf Brahminen ein förmliches Examen über sich und seine Lehrbefähigung ablegen. P. de' Nobili ergriff mit Freuden diese neue Gelegenheit, der Sache des Christenthums das Wort zu reden. Hören wir über diesen Zwischenfall seinen eigenen Bericht:

„Fünf gelehrte und in ihren Wissenschaften graduirte Brahminen kamen zu mir; sie traten ein und setzten sich sogleich mit der Unhöflichkeit und dem Stolze, die ihnen wie angeboren sind und die sie als die Anzeichen ihrer Vorzüge betrachten; ohne weitere Einleitung begannen sie mir über meine Lehre und die Wissenschaften, die ich vortrüge, Fragen vorzulegen. Die ganze Erörterung war sehr ausgedehnt; es würde mich zu weit führen, wenn ich sie ihrem Umfange nach wiedergeben wollte; ich will mich darauf beschränken, die Hauptpunkte unserer Besprechung anzudeuten. Wir handelten von Gott und seinen Eigenschaften, seiner Einheit und der Dreiheit der Personen; von den Ursachen, von der Definition und dem Wesen der Ursache; von der Logik, von der Beweisführung und ihren verschiedenen Graden, von ihren Göttergeschichten. Ich wurde gefragt, ob ich an die Götter glaubte; ich entgegnete, daß ich das unmöglich könnte, weil so viel Ungereimtheiten mit unterliefen; wollten sie mich aber anhören, so würde ich ihnen meinen Glauben und meine Lehre auseinandersetzen. Sie stimmten bei und so entwickelte ich ihnen ganz nach Muße während einer vollen Stunde die Hauptwahrheiten des Christenthums: Gott, die heilige Dreifaltigkeit, die Schöpfung, die Menschwerdung, die Erlösung; im Abriß gab ich ganz die Gründe und Beweise, wie sie der hl. Thomas in seiner Summa vorlegt, im Vorbeigehen widerlegte ich die Thorheiten und Lächerlichkeiten ihrer Theogonie, und schloß, daß Wesen, denen sie so viel Ausschweifungen und Laster zuschrieben, unmöglich Götter sein könnten. Sie brachten mir eine Masse Einwürfe vor; . . . ich antwortete so gut ich konnte und durch Gottes Gnade befriedigten meine Antworten sie und überzeugten sie, daß ich kein Atheist und kein Prangui sei; denn in ihren Augen sind die Pranguis ungeschlachte, unwissende Leute, unfähig, irgend eine Wissenschaft, besonders aber Philosophie zu verstehen. Meine Herren Examinatoren nahmen darauf Abschied von mir und verkündigten überall, daß ich ein hochadeliger und hochweiser Saniassi sei und daß Jeder, der gegen mich spräche, arge Züchtigung verdiene."

„Nachdem ich bei den Brahminen mich diesem Examen unterzogen," erzählt P. de' Nobili weiter, „und besonders nachdem ich in der neuen (dreischiffigen) Kirche die heilige Messe gefeiert hatte, da fing ich auch an, die Früchte all' der Trübsale zu sammeln. Die göttliche Barmherzigkeit rührte die Herzen dergestalt, daß die Zahl der Christen und Katechumenen reißend zunahm. Gefeierte Saniassis und Brahminen besuchten mich und zwar nicht mit dem Stolze und der Arroganz der früheren, sondern unter allen Bezeigungen der Höflichkeit und der Hochachtung. Wir hatten sehr lebhafte Erörterungen über die Seelenwanderung, die Einheit Gottes, Gottes Willen und Freiheit in Bezug auf die Schöpfung und die Vorsehung, über den freien Willen, über die Vorherbestimmung, über die Auserwählten und die Verworfenen, über die Neigung des Willens zum Bösen; besondere Schwierigkeit machte ihnen die Frage, ob Gott, da keine Handlung ohne seine Beihilfe gesetzt werden könne, auch zur Sünde mitwirke, ob seine Mitwirkung den Willen nöthige, und welches die Natur und Beschaffenheit dieser Mitwirkung sei. All' diese Punkte legten sie mit so viel Genauigkeit und Schärfe vor, daß diejenigen sicher sehr verbutzt gewesen wären, die noch immer glauben, es herrsche unter diesen Völkern nur grobe Unwissenheit. Im Gegentheil studirt man hier viel Philosophie und die höheren Wissenschaften; aber der Leuchte des Glaubens entbehrend verwickeln sich die Lehrer in eine Menge von Irrthümer und Widersprüche; in der Beweisführung selbst haben sie nicht die Richtschnur der festen Regeln und jener Methode, die bei uns

die Stärke der Logik ausmachen; kraft dieses Vortheils und der Gnade Gottes bleibe ich immer Sieger im Wettstreite und sie selbst müssen eingestehen, daß sie auf meine Beweise nichts zu erwiedern haben. Daher hat man eine so hohe Meinung von mir gefaßt, daß man (nach den dummen Ideen, die man sich da über die Götter macht) mich bald für die Incarnation eines Gottes hält, bald aussprengt, eine mächtige Gottheit walte in mir und beseele diesen Körper und was dergleichen Albernheiten noch mehr sind; wenn sie sich nur bekehrten, würde ich ihnen diesen Unsinn gern verzeihen. Ich hoffe, daß dieses geschehen wird, wenn sie einmal vollständig überzeugt sind."

Mittlerweile hatte der Missionär seinen Gefährten, P. Leitan, verloren; derselbe mußte von den Oberen zurückgerufen werden, da seine Gesundheit und ein unüberwindlicher natürlicher Ekel es ihm unmöglich machte, sich an die Lebensweise eines Saniassi zu gewöhnen. P. de' Nobili mußte wieder einige Zeit allein allen Arbeiten und Anforderungen genügen, die aber in dem Maße zunahmen, daß er von Neuem an eine Vergrößerung seiner Kirche denken mußte. Am 15. September 1610 endlich erhielt er an P. Anton Vico, der Professor der Theologie am Collegium in Cotchin gewesen war, einen tüchtigen Mitarbeiter. Er selbst hatte unterdessen in den heiligen Schriften der Inder gefunden, daß es noch eine höhere Stufe der Vollkommenheit gebe, als die der Saniassis, nämlich den Stand der Munis oder der Einsiedler. Er entschloß sich daher, von jetzt an nach Weise dieser zu leben; denn als solcher konnte er unbeschadet seines Ansehens die Abzeichen der Brahminenwürde, die Brahminenschnur, ablegen, und er that dieses um so lieber, als er dadurch manche Vorurtheile von Seiten seiner fernstehenden Mitbrüder zu überwinden hoffen durfte, die sich an diesen Abzeichen des hohen Adelsstandes stießen. Durch die Hilfe, die er an P. de Vico fand, ermuthigt und in der Hoffnung, daß bald noch mehr Gefährten seine Arbeiten theilen würden, entschloß er sich, den von Anfang an gehegten Plan jetzt zu verwirklichen.

Madura sollte der Mittel- und Kernpunkt der Christianisirung werden für alle umliegenden Königreiche; von der Gemeinde in Madura aus sollte nach allen Seiten hin das Licht des Evangeliums sich verbreiten. Daher bestimmte er, daß P. Vico in Madura bleibe und dort an dem Ausbau und der Weiterführung der Christengemeinde arbeite, er selbst wollte als Saniassi des wahren Gottes mit all' dem Ansehen, der Verehrung und dem Einflusse eines Brahminen der höchsten Klasse, und eines Muni, eines Büßers und Einsiedlers die umliegenden Städte und Königreiche durchwandern und überall, wie er in Madura gethan, dem Christenthume Bahn brechen. Bereits hatte er diese apostolischen Wanderungen mit Erfolg angetreten, und schon hatte man allen Grund zu der Hoffnung, daß die Bewegung der indischen Heidenwelt zum Christenthum hin tagtäglich eine größere und allgemeinere werde, als ein Ereigniß eintrat, das für lange Zeit in das Wachsthum des Christenthums störend eingriff, ja dessen Fortbestand und alle bisherigen Errungenschaften äußerst gefährdete und geradezu in Frage stellte.

(Fortsetzung folgt.)

Madagaskar.

3. Die Anfänge der katholischen Mission [1].

Seitdem die Söhne des hl. Vincenz die große afrikanische Insel hatten verlassen müssen, lag dieses Arbeitsfeld beinahe ganz unbebaut da. Zwar gehörte Madagaskar zur apostolischen Präfektur der Insel Bourbon; allein diese begriff außer den anderen Maskarenen und den übrigen Inseln des indischen Oceans auch noch ganz Australien und Polynesien in sich. Die wenigen Priester aber, welche dem apostolischen Präfekten im Beginne dieses Jahrhunderts zur Verfügung standen, reichten nicht einmal hin für die Seelsorge der schon bestehenden Gemeinden auf Bourbon und Mauritius, geschweige daß sie an neue Eroberungen für die katholische Kirche hätten denken können. Erst als die schweren Wunden, welche der Philosophismus des vorigen Jahrhunderts und seine Tochter, die Revolution, der ganzen katholischen Welt geschlagen, zu vernarben begannen, als die scheinbar zum Tode getroffene Kirche ihre unverwüstliche Kraft bewies, die alten Zweige wieder mit neuem Lebenssaft erfüllte und frische Sprossen und Blüthen trieb, da brach auch für Madagaskar die Morgenröthe eines neuen Tages an, und trotz aller Schwierigkeiten, die der Feind des Heils den Missionären, welche ihn aus seinem althergebrachten Besitze vertreiben wollten, in den Weg zu legen verstand, wurde das erstrebte Ziel wenigstens theilweise erreicht.

Wie wir schon früher hervorgehoben haben, fällt die Wiederaufnahme der katholischen Mission von Madagaskar beinahe in jene Zeit, in welcher die protestantischen Sendboten das von ihnen so lange bearbeitete Feld auf den ersten Anschein von Gefahr aufzugeben sich beeilten. Es war am 13. Juli 1832, als der hochw. apostolische Präfekt von Bourbon, Graf von Solages, von St. Denis aus mit einem Diener und einem Katechisten nach Madagaskar abging, um zu sehen, wie sich die Mission am besten beginnen lasse. Indessen hatten damals die Engländer am Hofe von Tananariva ihre Bedeutung noch nicht verloren, und ihnen ist es zu verdanken, wenn das Unternehmen des Herrn von Solages scheiterte; sie gingen sogar so weit, daß sie der Königin Ranavalona vorstellten, der katholische Priester sei ein geschickter Zauberer, der Feuer auf die Hauptstadt regnen lassen und das Leben der Königin gefährden könne [1]. Diese Verleumdungen, durchaus jenen ähnlich, durch welche die Heiden gegen die ersten Christen aufgehetzt wurden, fanden bei der abergläubischen Königin willigen Glauben; sie befahl sofort, den Missionär zu ergreifen, wo man ihn finde. Sein madegassischer Führer wird auf der Stelle ermordet, Msgr. von Solages, in einer armen Hütte zu Andavurante auf dem Wege nach Tananariva entdeckt, wird von allem Verkehr abgeschnitten und zu Tode gehungert. Am Feste der unbefleckten Empfängniß

[1] Vgl. Madagascar et ses deux premiers évêques par Msgr. Amand René Maupoint, évêque de St. Dénis (Bourbon) Paris 1864. I et II tom. und die Briefe der Missionäre in den Annales de la propagation de la foi. XXIII und folgende.

[1] Madagascar etc. I. p. 51.

(8. Dec.) 1832 erlag der unerschrockene Apostel dem Hungertode; sein letzter Gedanke war für seine Henker, indem er durch letztwillige Verfügung sein ganzes Vermögen von 400,000 Franken für die Mission von Madagaskar bestimmte. Ein Franzose, der bei der Königin einen gewissen Einfluß besaß, erhielt später die Erlaubniß, auf dem Grabe dieses ersten Martyrers der neuen madegassischen Mission ein Denkmal zu errichten.

So war der erste Stein gelegt, auf dem sich der Bau der madegassischen Kirche erheben sollte; der Martertod des ehrw. Msgr. Solages schreckte die katholischen Missionäre nicht ab, erweckte sie vielmehr zur Nachfolge. Msgr. Solages hatte bei seiner Abreise nach Madagaskar auf Bourbon einen jungen französischen Abbé, den Herrn Dalmond, als seinen Stellvertreter zurückgelassen; bereits früher hatte dieser die Absicht gehabt, sich der madegassischen Mission zu widmen, und er war auch gerade zu diesem Zwecke schon im Jahre 1830 nach Bourbon gekommen. Allein erst im Juni 1837 konnte er seine erste Missionsreise nach Madagaskar antreten; es sollte dieses indessen nur ein kurzer Ausflug sein, um zu erkunden, wo und wie sich am besten die Mission gründen lasse. Unterdessen hatte jedoch die Königin Ranavalona die Europäer von der großen Insel vertrieben; es galt daher zunächst, auf den rings umher liegenden kleinen Inseln festen Fuß zu fassen, um von hier aus zu gelegener Zeit auf die große Insel überzusetzen. So segelte denn Msgr. Dalmond nach Ste. Marie, einem nur durch eine schmale Meerenge von der Ostküste Madagaskars getrennten



Hellville auf Nossi-be.

Inselchen[1]. Dasselbe stand unter französischer Herrschaft und war also sowohl zum Stützpunkt für die zu beginnende Mission geeignet, als auch zur Probestation, um sich mit der Sprache und den Landessitten vollständig bekannt zu machen. Obgleich der eifrige Missionär nur drei Monate hier verweilte, konnte er dennoch schon 180 Erwachsene unterrichten und taufen und damit den ersten Grund zur ersten madegassischen Gemeinde legen. Im folgenden Jahre kehrte er auf einige Monate nach Ste. Marie zurück und erbaute nicht nur zwei Kirchen, die eine am Süd-, die andere am Nordende des Inselchens, sondern legte auch den Grund zu einem Spital, welches später die Schwestern vom hl. Joseph (Cluny) übernahmen. Die Sache ging so gut voran, daß Herr Dalmond sich nach Mitarbeitern umsehen mußte; aber dort, wo er Unterstützung hätte finden sollen, fand er nur Widerspruch, so daß er im Jahre 1839 zum dritten Male allein nach Ste. Marie zurückkehren mußte. Dieses Mal blieb er acht Monate und taufte in dieser Zeit 400 Personen, von denen mehr als ein Drittel Erwachsene.

Dem brennenden Seeleneifer des jungen Apostels genügte indessen dieses Feld nicht mehr, er suchte seine Thätigkeit auch auf die anderen Inseln auszudehnen und die Gelegenheit dazu bot sich, als Frankreich im Jahre 1839 die Insel Nossi-be an

[1] Auch Nossi-Burah oder Nossi-Ibrahim genannt. 17° S. — Bei einer Flächenausdehnung von etwas mehr als drei Quadratmeilen hat Ste. Marie de Madagaskar gegen 6000 Einwohner.

der Westküste Madagaskars in Besitz nahm. Msgr. Dalmond hatte bei den darüber geführten Verhandlungen als Dolmetscher gedient und dieses neue Feld für seine Thätigkeit kennen gelernt.

„Der Name Nossi-be," schreibt er einem Freunde, „könnte Sie in Irrthum führen, wenn Sie ihn im eigentlichen Sinne verstehen wollten. Groß (be) ist die Insel (Nossi) nur im Vergleich zu den sie rings umgebenden Inselchen; im Nordwesten von Madagaskar (13° 15′ S.) gelegen, hat Nossi-be nur einen Flächenraum von kaum 2½ Quadratmeilen, aber ihre Lage ist für die Mission sehr günstig, da sie bloß 5—6 Stunden von der Küste Madagaskars entfernt ist und an der schmalsten Stelle des Kanals sogar diese Insel zu berühren scheint, indem das Cap Lokube sich dem madegassischen Vorgebirge von Ankifi nähert und der Zwischenraum zwischen beiden noch durch das Inselchen Nossi-Komba gleichsam ausgefüllt wird. An der Westküste von Nossi-be haben die Franzosen eine Niederlassung, Hell-Ville, gegründet; eine Anzahl von Steinhäusern, mehrere geradlinige mit Bäumen bepflanzte Straßen, einige europäische Läden, ein ziemlich gut versehener Bazar, die häufige Ankunft von fremden Schiffen u. s. w. — alles dieß gibt der kleinen Colonie einen Anschein von Leben und zieht Menschen der verschiedensten Nationalitäten an, obgleich der Ort in Bezug auf das Fieber einen schlechten Ruf hat. Nahe bei Hell-Ville liegt das große arabische Dorf Ambanuru, von wo aus ein lebhafter Verkehr sowohl mit Sansibar als mit der ganzen Westküste von Madagaskar unterhalten wird. Leider aber ist Ambanuru auch ein Centrum für die muhammedanische Propaganda, und zwar ein um so gefährlicheres, je mehr die Araber theils durch ihre bessere Kenntniß der Sprache und der Sitten, theils durch ihren vertrauteren und anhaltenderen Verkehr mit den Madegassen den christlichen Missionären überlegen sind." [1]

Dieses war der neue Acker, den Msgr. Dalmond nun anzubauen begann, indem er die Zuneigung der Königin und der Häuptlinge der Sakalaven, die er bei Abschluß des Vertrages zu gewinnen gewußt hatte, zum Besten der Mission benützte. Er ließ sich in Ambanuru nieder und besuchte von hier aus sowohl die anderen Dörfer als auch die nahen Inseln Nossi-Komba und Nossi-Faly. Überall fand er gute Aufnahme und da auch die Bevölkerung beständig zunahm, indem die Sakalaven aus Furcht vor den Howas von der Küste Madagaskars auf den kleinen Inseln Schutz und Sicherheit suchten, hegte er für seine neue Mission die beste Hoffnung, als er plötzlich abberufen wurde, um auf Bourbon während einer längeren Abwesenheit des apostolischen Präfekten dessen Stelle zu vertreten. Erst zwei Jahre später (Juni 1842) konnte er in seine geliebte Mission zurückkehren und dieses Mal mit drei Gehilfen; allein diese waren leider den Strapazen nicht gewachsen und mußten schon nach wenigen Monaten die Station wieder verlassen. Auch Msgr. Dalmond hatte dießmal nicht den gewünschten Erfolg; wenn er auch nach mehrmonatlicher harter Anstrengung und Mühe und nach Überwindung unglaublicher Schwierigkeiten hundert und einige Erwachsene zur Taufe vorbereitet hatte, wagte er dennoch nicht, ihnen dieses Sacrament zu spenden, weil die Gefahr der Verführung in jener von den Arabern durchwühlten Gegend zu groß war und er den Neophyten keinen Seelsorger zur beständigen Überwachung und zur weiteren Ausbildung geben konnte.

Zur festen Begründung der Mission war es durchaus nöthig, daß Madagaskar aus dem Abhängigkeitsverhältniß vom apostolischen Präfekten von Bourbon losgelöst, zu einem selbständigen Missionsgebiet erhoben und mit einer hinreichenden Anzahl von Arbeitern versehen wurde. Um diesen doppelten Zweck zu erreichen, entschloß sich Msgr. Dalmond, selbst nach Europa zu gehen und persönlich das ihm so sehr am Herzen liegende Unternehmen sowohl in Frankreich als in Rom zu fördern. Er erreichte vollständig, was er wünschte. Im Mai 1844 erhob Gregor XVI. Madagaskar mit den umliegenden Inseln zu einer apostolischen Präfektur, zu deren ersten Oberhirten er Msgr. Dalmond ernannte. Während seiner Anwesenheit in Rom hatte dieser sich auch mit dem ehrw. P. Roothaan, dem General der Gesellschaft Jesu, in Verbindung gesetzt und von diesem mehrere Arbeiter begehrt und erhalten. Damit noch nicht zufrieden, hatte er auch bei den Obern der damals noch getrennten Congregationen vom heiligen Geist und vom unbefleckten Herzen Mariä um Hilfe gebeten und günstige Zusage erlangt. Endlich waren ihm auch von der Oberin der Congregation vom hl. Joseph (Cluny) für das folgende Jahr mehrere Schwestern versprochen worden.

Freudig schiffte sich denn der neue apostolische Präfekt von Madagaskar am 24. September 1844 ein; in seiner Begleitung waren mehrere Jesuiten und Patres vom heiligen Geiste. Am 27. December landeten sie glücklich in Bourbon und schon wenige Tage nachher (am 28. Januar 1845) führte Msgr. Dalmond selbst die beiden Mitglieder der Congregation vom heiligen Geiste, die PP. Webber und Richard, nach Mayotte, eine der westlich von Madagaskar liegenden Comoren, die eben in französischen Besitz übergegangen war. Unterdessen blieben die Jesuiten auf Bourbon zurück und legten dort den Grundstein zu einer Anstalt, welche für die junge Mission von der höchsten Wichtigkeit werden sollte, indem sie durch die Erziehung madegassischer Knaben die Gründung christlicher Dörfer vorbereitete. Nach der Ankunft der Schwestern vom hl. Joseph trat dann neben jene Knabenanstalt, La Ressource genannt, ein ähnliches Institut für Mädchen unter dem Namen Nazareth, und aus diesen beiden Häusern ging eine ganze Anzahl von jungen christlichen Ehepaaren hervor, die den Grundstock zahlreicher katholischer Gemeinden sowohl auf Madagaskar selbst, als auf den kleinen umliegenden Inseln bildeten. In der Folgezeit waren bis zum Jahre 1870 — also auch selbst dann noch, als den Missionären bereits der freie Aufenthalt auf Madagaskar gestattet war — stets etwa 100 Knaben und 80 Mädchen in diesen Anstalten. Die Knaben wurden nicht nur in der Religion, im Lesen und Schreiben, sondern auch in verschiedenen Handwerken und im Ackerbau, die Mädchen aber in den

---

[1] Unsere Illustration von Nossi-be, eine Federzeichnung des P. Barbe, zeigt Hell-Ville in seiner heutigen Gestalt von Westen her. Gegenwärtig existirt daselbst eine ziemlich bedeutende Christengemeinde mit einer schönen dreischiffigen Pfarrkirche, einer von Brüdern geleiteten Knabenschule von 120—130 Zöglingen und einer von den Schwestern des hl. Joseph geleiteten Mädchenschule von 100—110 Zöglingen. „Der Hafen von Hell-Ville," schreibt P. Barbe, „ist einer der schönsten der Welt und könnte alle Flotten der ganzen Welt beherbergen. Aber die Insel ist so klein und ihre Bevölkerung so gering, daß der Handel keine bedeutende Thätigkeit entwickeln kann. 8—10 französische Schiffe, ebensoviele von Bourbon und Mauritius, 100—150 arabische Fahrzeuge besorgen jährlich die Ein- und Ausfuhr. Im Ganzen gewährt Nossi-be einen recht traurigen Anblick. Mit Ausnahme der bewaldeten Meeresufer, an denen sich die Bewohner niedergelassen haben, gleicht die Insel beinahe einer Wüste, in welcher sich nur das grobe, Manevika genannte, Gras findet."

ihrem Geschlechte entsprechenden Arbeiten unterrichtet. Die französische Regierung war von der Wichtigkeit dieser Anstalten so überzeugt, daß sie denselben eine jährliche Unterstützung von 30,000 Franken gewährte; in Folge des Krieges von 1870 wurde diese jedoch gestrichen und damit denselben der Todesstreich versetzt. Bereits im Jahre 1872 schrieb P. Jouen über La Ressource und Nazareth:

„Ich habe Ihnen bereits mehrmals von den beiden auf Bourbon gegründeten Anstalten gesprochen; dieselben haben sich schon glänzend entwickelt. La Ressource ist eine wahre Handwerker- und Ackerbauschule geworden; wir haben dort Schneider-, Schuster-, Schmiede-, Schreiner-, Maurer- 2c. Lehrlinge, außerdem auch seit einigen Monaten eine kleine, aber hübsche Druckerei, aus welcher die für die Mission nöthigen Schulbücher, Katechismen u. s. w. hervorgehen. Neben der Handwerker- und Ackerbauschule erhebt sich auch bereits ein kleines madegassisches Seminar, in welchem 19 Knaben sich durch höhere Studien auf das Priesterthum vorbereiten, wenn der liebe Gott ihnen die Gnade des Berufes verleiht. In einem kleinen Noviziat haben wir dann fünf oder sechs madegassische Jünglinge, welche sich unserer Gesellschaft als Laienbrüder anschließen wollen. In Nazareth, der unter der Leitung der Schwestern stehenden Anstalt, gewähren uns die 56 Mädchen nicht weniger Trost; durch ihre ernste und anhaltende Arbeit, durch ihre Reinlichkeits- und Ordnungsliebe, durch ihren Gehorsam, ihre Reinheit und Frömmigkeit geben sie uns die beste Hoffnung für die Zukunft, wenn aus den Zöglingen von La Ressource und Nazareth christliche Familien sich bilden werden[1]. Aber welche Kosten verursachen uns der Unterhalt, die Kleidung, die Wohnung, der Unterricht dieser 110 Knaben und dieser 56 Mädchen! Wenn wir auch für den Tag nur 30 Centimes (2½ Sgr.) für jeden einzelnen rechnen, so beläuft sich die jährliche Summe schon beinahe auf 18,000 Franken. La Ressource besitzt schon eine hübsche Kapelle, die geeignet ist, den Kindern eine hohe Idee von unserer heiligen Religion beizubringen; das Gebäude, in dem unsere madegassischen Knaben wohnen, hat 24 m. Länge und 9 m. Breite und die Einrichtung ist beinahe vollständig in Ordnung. Dagegen fehlt für unsere Mädchen noch beinahe Alles; das Herz blutet mir, so oft ich sie aufeinander gedrängt sehe in der engen Hütte, die noch dazu allem Ungemach der Witterung preisgegeben ist. In dieser schwierigen Lage haben wir uns hier eine kleine Hilfsquelle eröffnet, indem wir mit Gutheißung des hochw. Bischofs von St. Denis ein Pensionat für reichere Kinder eröffneten; gegenwärtig zählt dasselbe schon 70 Zöglinge und es steht zu hoffen, daß es uns für La Ressource und Nazareth einen Überschuß gewähren wird, sobald nur einmal die ersten Einrichtungskosten gedeckt sind."

Während die Jesuiten so das Samenkorn legten, aus dem sich für die Mission eine schöne Ernte entwickeln sollte, kehrte Msgr. Dalmond nach Bourbon zurück, um einige der Patres nach dem Süden der großen Insel zu führen, wo er ihnen an der Bai von St. Augustin ein großes Arbeitsfeld anzuweisen gedachte. Die Aufnahme, welche er und vier Jesuiten dort fanden, war anfangs eine günstige; schon war der Tag bestimmt, an welchem die Mission eröffnet werden sollte, als die von einem inzwischen angekommenen amerikanischen Schiffe ausgestreute Verleumdung, die Missionäre seien nur gekommen, das Gebiet den Franzosen zu überliefern, die Eingeborenen vollständig umstimmte und die Errichtung der Mission vereitelte. Ein zweiter Versuch in einem wenige Meilen entfernten Dorfe scheiterte an der nämlichen Verleumdung. Unverrichteter Dinge mußte Msgr. Dalmond mit seinen Begleitern noch vor Ablauf des Jahres nach Bourbon zurückkehren, wohin unterdessen auch schon die beiden Missionäre von Mayotte gekommen waren, da das Fieber sie vertrieben hatte und sie sogar zur Rückkehr nach Frankreich zwang.

Überall stieß somit Msgr. Dalmond auf Schwierigkeiten; es schien, als habe der böse Feind es darauf abgelegt, alle Unternehmungen des muthigen Missionärs zum Scheitern zu bringen. Allein dieser verzagte deßhalb nicht; was er in der einen Weise nicht erreichte, versuchte er in einer andern. So beschloß er jetzt, die Mission der ganzen Insel der Gesellschaft Jesu anzubieten, weil diese allein ihm die nothwendigen Kräfte zu besitzen schien.

In diesem Sinne schrieb er an den Cardinalpräfekten der Propaganda und an den General der Gesellschaft Jesu; inzwischen aber kehrte er (im Beginne des Jahres 1846) mit einem eben aus Frankreich angekommenen Weltpriester nach Nossi-be zurück, wo er seit drei Jahren nicht gewesen war. Hier traf ihn die so sehnsüchtig erwartete Antwort aus Rom; sowohl die Propaganda, als die Gesellschaft Jesu erklärten sich mit seinem Wunsche einverstanden. Zugleich kam ihm die frohe

[1] Unsere Illustration (Seite 52) zeigt uns eine der aus diesen Anstalten stammenden Familien. „Der Vater," schreibt P. Caussèque, „ist auf Nossi-be geboren und war einer der ersten Zöglinge von La Ressource; seit 1861 leitet er unsere Druckerei zu Tananariva. Er heißt Johann Maria, wird aber gewöhnlich Pathe genannt, weil er als einer der ersten nach Tananariva gekommenen Katholiken im Anfange bei fast allen Katechumenen Pathenstelle vertrat. Seine Frau stammt vom Fort Dauphin, im Süden der großen Insel, wurde aber in Nazareth erzogen. Sie ist eine gute Christin und treffliche Mutter. Die Photographie zeigt aber nicht alle Familienglieder; noch fünf andere größere Kinder, drei Knaben und zwei Mädchen, gehören zu dieser in der ganzen Hauptstadt geachteten Familie."

Kunde, daß mehrere Jesuiten auf Bourbon zur Übernahme der Mission angekommen seien, unter ihnen der zum Obern bestimmte P. Jouen. Sofort begab er sich daher nach Bourbon, um die ganze Angelegenheit abzuschließen; sie war bald geordnet; am 6. December 1846 bereits übergab er durch einen feierlichen Akt den Jesuiten die Jurisdiktion über Madagaskar und die benachbarten Inseln und ernannte den P. Jouen zum apostolischen Vicepräfekten.

P. Ludwig Jouen stammt aus der Diözese Evreux (Frankreich) und wurde am 19. Januar 1805 geboren; erst im reiferen Alter, nachdem er bereits in der Seelsorge gewirkt und als Sekretär des Cardinalerzbischofs von Besançon sich auch in der Administration bewährt hatte, trat er in die Gesellschaft Jesu (3. Sept. 1839). Kaum hatte er die beiden Noviziatsjahre vollendet und seine philosophischen und theologischen Studien wiederholt, als seine Obern ihn zur Übernahme der Mission von Madagaskar erwählten. Im Januar 1846 schiffte er sich zu Toulon für seine neue Bestimmung ein, und nach kurzen Unterhandlungen wurde er, wie oben bemerkt, am 6. December 1846 zum Vicepräsidenten der Mission von Madagaskar ernannt. Bis zu seinem Tode am 4. Januar 1872 blieb dieselbe seiner Leitung anvertraut; mit vollem Recht dürfen wir ihn daher neben Msgr. Dalmond als ihren Begründer betrachten, da von 1847 an alle Missionsversuche ihn zum Urheber und Leiter hatten und alle jetzt herrlich gedeihenden Anstalten der Mission von ihm begonnen wurden.



Eine katholische Familie von Tananariva.

Msgr. Dalmond hatte selbst daran gedacht, in die Gesellschaft Jesu einzutreten, aber er fand nicht mehr die Zeit, sein Vorhaben auszuführen. Nachdem er mit P. Jouen die erwähnte Übereinkunft getroffen und diesen mit einigen anderen Patres nach Nossi-be abgesandt hatte, ging er nach Ste. Marie, um daselbst die Einrichtung einer kleinen Anstalt der Schwestern vom hl. Joseph zu überwachen. So gut er aber auch bisher dem gefährlichen Klima Madagaskars widerstanden hatte, seine Kräfte waren jetzt erschöpft und er unterlag einem Fieberanfalle am 22. September 1847, zur nämlichen Zeit, als auf Bourbon die päpstlichen Bullen eintrafen, die ihn zum Bischof und apostolischen Vikar von Madagaskar ernannten. Sein unmittelbarer Nachfolger war Msgr. Monnet, allein auch dieser starb, nachdem er kaum sein Amt angetreten und bevor er seine erste Rundreise durch die verschiedenen Stationen in Begleitung des P. Jouen vollendet hatte, am 1. December 1848.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir die einzelnen Versuche erzählen, welche von jetzt an bis zum Tode Ranavalona's die Jesuiten unter P. Jouens Leitung machten, theils um an der fieberreichen Küste sich festzusetzen, theils um in's Innere der Insel einzudringen; beinahe jedes Jahr von 1847 bis 1860 ist durch eine dieser theilweise vergeblichen Unternehmungen für die Missionsgeschichte von Madagaskar berühmt geworden, beinahe jedes Jahr schlug der Mission die schmerz-

lichsten Wunden, indem sie ihre besten Arbeiter einen nach dem anderen den Schwierigkeiten und Strapazen erliegen sah. Unter den verschiedensten Verkleidungen, bald als Handelsleute, bald als Ärzte u. s. w., gelang es P. Jouen und anderen Patres mehrmals, tief in das Innere und sogar bis nach Tananariva vorzudringen und diesen kühnen Versuchen ist es ohne Zweifel zu danken, daß bei der Thronbesteigung Radama's II. der Boden für die Eröffnung der katholischen Mission so gut vorbereitet war, wenn sie damals auch keinen unmittelbaren Erfolg aufzuweisen hatten. Glücklicherweise war es aber den Howas nicht gelungen, die Sakalaven der Westküste, welche sie anfangs unterworfen hatten, unter ihrer Botmäßigkeit zu halten; es hatten sich daselbst wieder unabhängige Reiche gebildet und hier glückte es den Missionären auch, Niederlassungen zu gründen, die segensreich wirkten. Die wichtigste derselben war in der Bai von Baly (16° S., 63° O.) im Gebiete des Häuptlings Rabuki, etwa 60 Meilen südlich von Nossi-be. Gegen Ende des Jahres 1852 hatte P. Jouen zuerst dieses Gebiet betreten und von dem mit der französischen Regierung von Nossi-be in gutem Einvernehmen stehenden Häuptling die Erlaubniß zu einer Niederlassung erlangt; um die Mitte des folgenden Jahres kehrte er mit dem P. Gazé und mehreren Zöglingen des Collegs La Ressource zur Eröffnung der Mission dorthin zurück. Bei seiner Ankunft fand er das Land in der höchsten Aufregung, die Howas bedrohten es mit einem Einfall. Dennoch fand er einen guten Empfang; er schildert ihn selbst in einem Brief vom 17. Januar 1854:

„Sobald das Schiff Anker geworfen, stieg ich an's Land, um den



P. Jouen und der König Rabuki von Baly.

König von Baly zu sehen und ihm den Grund meiner Rückkehr auseinander zu setzen. Düster und traurig war Alles rings um die Hütte, in welcher augenblicklich ein Ampandsaka (Kriegsrath) abgehalten wurde. Alles deutete auf Krieg; man sah nur mit Feuergewehren und Wurfspeeren bewaffnete Krieger, unter denen einige wenige auch Bogen und Pfeile führten — letztere waren Sklaven von der Mozambiqueküste. Während wir warteten, bis der König uns vorließ, setzten wir uns am Eingange des Hofes auf Matten, die man für uns ausbreitete. Mitten im Hofe brannte ein großes Feuer, um welches mehr als dreihundert Krieger lagerten; ihr Stillschweigen, das nur selten von einigen ernsten Worten unterbrochen wurde, ließ schließen, daß die Lage eine ernste war. Auf unser Befragen theilten sie uns mit, daß sie die Howas von einem Augenblick zum anderen erwarteten; etwa 6--7000 Mann stark rückten diese zu Lande heran, während zugleich eine kleine Flottille von vier arabischen Schiffen von der See her einen Angriff machen wollte; die Schiffe ankerten bereits am Cap Tauzu, 10—12 Seemeilen von ihrem Dorfe entfernt. Unterdessen ließ Rabuki uns sagen, daß er uns erwarte. Wir traten also in die nämliche Hütte, in welcher „Seine Majestät der König der Sakalaven" uns bereits vor acht Monaten empfangen hatte. Der „Thronsaal" bot einen interessanten Anblick. Rabuki saß auf einem Kibanc — eine Art Bett von Bambusrohr; um ihn standen etwa hundert Bewaffnete, seine Leibwache. Diese rohen Gesichter, die eine düster brennende Lampe spärlich beleuchtete, gaben der Scene etwas Wildes; man hätte sich unter Banditen glauben können. Das tiefste Schweigen herrschte in der Versammlung. Ich setzte mich neben Rabuki und nachdem wir uns einen Augenblick über seine gegenwärtige Lage unterhalten hatten, setzte ich ihm die Beweggründe aus-

einander, die mich wieder in sein Land führten ... Rabuki antwortete, seine Gesinnungen seien noch immer die nämlichen; mit großem Vergnügen sehe er uns ankommen und nichts sei ihm angenehmer, als wenn wir uns unter seinen Unterthanen niederließen; er betrachte uns als seine Freunde, ja als Glieder seiner Familie und werde durch die That beweisen, wie willkommen wir ihm seien."

Am 5. August 1853, nachdem die Howas zurückgeschlagen waren, wurde die Mission eröffnet. So lange Rabuki lebte, hatte sie einen guten Fortgang; nicht nur besuchte er häufig die Patres, um ihnen sein Wohlwollen und seine Liebe zu bezeigen, sondern trotz seiner achtzig Jahre unterließ er es auch nicht, in eigener Person zu den benachbarten Häuptlingen sich zu begeben und sie günstig gegen die Ankömmlinge zu stimmen. Leider aber starb dieser Sakalavenhäuptling am 1. Oktober 1860; seine älteste Tochter, welche ihm in der Herrschaft folgte, theilte nicht die Gesinnung ihres Vaters. Zwar glückte es den Missionären, sie umzustimmen; allein als der Kulihandel sich auch auf diese Küste auszudehnen begann und europäische Schiffe die armen Eingeborenen unter allerlei Versprechungen ihrem Vaterlande entrissen, ging jede Hoffnung auf ein gedeihliches Wirken verloren und die Missionäre mußten die Station verlassen.

Während sie noch in Baly waren, drang die Kunde von ihnen bis Tananariva und die dortigen Christen (Protestanten), von ihren Sendboten verlassen, sandten im Geheimen fünf Männer ab, um sich mit den katholischen Missionären in Verbindung zu setzen. Unter zahllosen Gefahren legten diese fünf Howas die lange Reise zurück; ihrem Ziele schon nahe, fielen sie in die Hände der Sakalaven und wurden von ihnen als Sklaven verkauft. Allein die Missionäre kauften sie los und sendeten sie nach Bourbon. Dort lernten sie die katholische Lehre kennen und nachdem sie sie angenommen, kehrten sie nach Tananariva zurück, um daselbst unter ihren Mitchristen für den katholischen Glauben zu wirken und den katholischen Missionären den Weg zu bereiten. Am 15. August 1861 starb Ranavalona I. und ihr Sohn Radama II. gewährte den Patres die langersehnte Erlaubniß, offen und frei das Evangelium zu predigen. (Schluß folgt.)

Aus dem Orient.

3. Die protestantische Propaganda in Palästina und Syrien.

Leider muß man gestehen, daß die Katholiken seit Jahren in Palästina und Syrien eine geringere Thätigkeit entwickeln, als ihre Gegner, daß sie deßhalb auch Jahr für Jahr schwere Einbuße an Ansehen, Sanktuarien und (was das schlimmste ist) Seelen erleiden, so daß die Zeit vorherzusehen sein dürfte, in welcher die katholische Kirche bis auf den Namen in jenen Gegenden verschwunden sein wird, — wenn nicht gewisse hindernde Einrichtungen von der höchsten Kirchenautorität beseitigt und dadurch der apostolischen Thätigkeit neuer Kräfte ein freieres Feld der Wirksamkeit eröffnet wird[1]. Man befrage den lateinischen Klerus an Ort und Stelle; die Antwort wird stets lauten: wir verlieren, unsere Gegner gewinnen. Es sei erlaubt, nur eines Falles zu gedenken, der das eben Gesagte praktisch veranschaulicht. Man hatte im Jahr 1847 einen Malteserritter in das heilige Land gesendet, um zu erforschen, was sich dort thun lasse, sowohl zur Wiederbelebung dieses Ordens als auch zur Regeneration des Landes, für welches der Orden zunächst gestiftet wurde. Bei seiner Rückkehr machte er in seinem officiellen Berichte mehrere Vorschläge; dieselben wurden von einer ad hoc ernannten Commission geprüft und ohne Ausnahme gutgeheißen. Allein Hindernisse, deren Erörterung nicht hierher gehört, stellten sich ihrer Ausführung in den Weg. Aber was ist geschehen? Die protestantische Mission hat jeden einzelnen jener Vorschläge in Ausführung gebracht und zwar zu schwerem Nachtheil der katholischen Kirche. Allerdings haben wir die Verheißungen Gottes und felsenfest müssen wir auf seinen Beistand für die Kirche bauen, aber seine Verheißungen setzen die Mitwirkung der Menschen voraus und sind der Gesammtkirche, nicht aber den Einzelkirchen zu Theil geworden.

Die protestantische Missionsthätigkeit ist auch deßhalb so gefährlich, weil sie auf diplomatische Unterstützung rechnen kann, während die Katholiken sich einer solchen nur höchst selten erfreuen. Wie mächtig Rußland in Palästina einzuwirken versteht, ist bekannt; weniger bekannt aber dürfte es in Europa sein, daß eine protestantische Großmacht in neuerer Zeit den russischen Einfluß noch übertrifft. Die ärgerliche Auflehnung eines Theiles des schismatisch-griechischen Klerus gegen ihren achtzigjährigen Patriarchen Cyrillus wird dieser Großmacht zugeschrieben. Die Revolte war angezettelt und geleitet durch vier schismatische Mönche des Klosters zum heiligen Kreuze bei Jerusalem[1], welche, nachdem sie auf der Berliner Hochschule ihre theologischen Studien gemacht, als Agenten des Protestantismus unter den schismatischen Griechen thätig sind und zugleich ihren Einfluß gegen die Lateiner verwenden. Die letzten Fäden der im Frühjahre (1873) von den Griechen in der Geburtsgrotte zu Bethlehem verübten Gewaltthat liefen in den Zellen dieser Mönche vom Kloster des heiligen Kreuzes zusammen. Als nach dem Krimkriege der russische Einfluß im Oriente etwas geschwächt war, benutzte der Protestantismus mit Geschick diese augenblickliche Schwäche, um sich selbst vorzudrängen. Unter Verzichtleistung auf alle dogmatischen Differenzen und diametrale Gegensätze begannen seine vielnamigen Bekenntnisse gemeinschaftlich das Werk „der christlichen Missionen in den Ländern der Bibel". Zu diesem neuen Feldzug gegen das bisher bestandene Christenthum im

---

[1] Der geehrte Verfasser wird uns gestatten, daß wir uns hier nicht ganz zu seiner Ansicht bekennen. Er scheint uns etwas gar zu schwarz zu sehen. So viel wir selbst bei unserer letzten Anwesenheit in Palästina — es ist allerdings schon zehn Jahre her — uns überzeugen konnten, sind die Verluste der Kirche so bedeutend nicht. Indessen wollen auch wir nicht leugnen, daß die Entfernung der vom Verfasser angedeuteten Schranken zum Vortheil der Kirche gereichen würden. R. E.

[1] Das Kloster zum heiligen Kreuze, etwa eine halbe Stunde westlich von Jerusalem, soll an der Stelle stehen, wo der Baum für das Kreuz des Herrn gefällt wurde. Das Kloster ist, sagt man, bereits im 5. Jahrhundert von Tatian, dem König der Georgier, gegründet worden, gehört aber jetzt den Griechen, die daselbst eine Studienanstalt gegründet haben; letztere steht unter der Leitung einiger Mönche, die in Deutschland studirten. Im Jahre 1864 fanden wir an seiner Spitze einen noch jungen Mann, der in München seine Studien vollendet hatte; seither scheinen protestantische Elemente überwogen zu haben. R. C.

Oriente, wo die Gründung des anglo-preußischen Bisthums von Jerusalem, die Judenmission und die übrigen Unternehmungen ähnlicher Art den Erwartungen nicht entsprochen hatten, sehen wir Unitarier und Presbyterianer, Quäker und Hochkirchler, Wesleyaner und Evangelicals, Calvinisten und Zwinglianer, preußische Pietisten, Lutheraner, Unionisten und Rationalisten zu einer buntscheckigen Bekehrungsliga vereinigt. Amerika, England und Preußen wetteifern im Aufbringen der Mittel zu jenem neuen Unternehmen, während ihre Repräsentanten mit Leichtigkeit die außerordentlichsten Privilegien zur Ausführung derselben zu erlangen wissen. Dem gegenüber sahen sich die katholische Kirche und ihre Missionen allen Schutzes beraubt; nicht selten versagten Repräsentanten katholischer Mächte den angerufenen Schutz und bevorzugten offen die katholikenfeindlichen Bestrebungen. Wir brauchen nur an das neue armenische Schisma zu erinnern und an die Stellung, welche die französische Gesandtschaft in Constantinopel dazu genommen hat.

Beim ersten Betreten des heiligen Landes in Jaffa — dem alten Joppe, der, wie man sagt, ältesten Stadt der Welt, die da geheiligt wurde durch die Vision des Apostelfürsten über die Berufung der Heiden zur Kirche — fanden wir, wie früher bemerkt, die kirchenfeindliche Propaganda in voller Thätigkeit, sodann auch in der Ebene von Saron, eine Stunde von Jaffa, und nach wieder zweistündigem Ritt in Ramleh, überall mit Bet-, Schul- und Wirthshaus. Der Leiter der Anstalten in Ramleh war ein durch englisches Geld erkaufter ehemaliger Katholik aus Nazareth, welcher so wenig Hehl aus der Verkäuflichkeit seines Unglaubens macht, daß er seine Rückkehr zur Kirche naiver Weise für einen Monatsgehalt von 400 Franken anbietet. Überhaupt darf man — ohne Übertreibung — sagen, daß alle „Bekehrungen" der protestantischen Missionen im Orient unter Juden, Griechen, Katholiken oder was immer für Bekenntnissen in äußern Vortheilen irgend einer Art ihren Grund haben, d. h. erkauft sind. Ich berufe mich hier auf das Zeugniß eines der ältesten und hervorragendsten Mitglieder der protestantischen Missionsgesellschaft, welches Jahre lang ihre Angelegenheiten in Ägypten und Nubien bis Khartum leitete. Dieser Herr, ein entschiedener Protestant, aber aufrichtiger und intelligenter Mann, sagte mir ausdrücklich: „Unser ganzes Bekehrungswesen ist eitel Lug und Trug. Die in den Berichten mit so vielem Pomp der Welt verkündeten Bekehrungen der Israeliten zum Protestantismus halten genau so lange Stand, als die Geld- oder sonstigen Vortheilsquellen fließen. Versiegen diese, so vertrocknet auch unfehlbar die Quelle des geheuchelten Glaubens und die Meisten kehren dann mit der furchtbaren, für immer auf der Seele haftenden Anklage der Taufe zum Judenthum zurück — trotz der schweren und langen Buße, welche die Synagoge auferlegt. Bloß auf die zartere Jugend christlicher Confessionen kann man zuweilen einen bleibenden Eindruck machen; nur beschränkt sich derselbe in der Regel leider auf den Verlust ihres ursprünglichen, noch nicht hinlänglich befestigten Glaubens, ohne daß ihnen dieser Verlust durch einen andern positiven Gewinn ersetzt würde; und auch hier muß äußerer Vortheil noch immer mitwirken, um späteren Abfall von dem Protestantismus zu verhindern. So ist die Wirksamkeit unserer Missionen — einige Werke der Barmherzigkeit ausgenommen — im Grunde nur eine negative, zerstörende, und ihr Werth ein mehr als zweifelhafter. Was dann das endlose Ausposaunen der Vertheilung von Hunderttausenden von Bibeln und Traktätchen in allen möglichen Sprachen und den daraus gezogenen Beweis für den Erfolg der protestantischen Missionen betrifft, so begreife ich nicht, wie ein ehrlicher Mann ohne zu erröthen sich dazu herbeilassen kann; denn die Missionäre wissen selbst nur zu gut, mit welcher Unkenntniß der betreffenden Sprachen, mit welchem Unverständniß des heiligen Textes und mit welch' frevelhafter Willkür diese Uebersetzungen fabricirt werden und welcher Gebrauch ihner bevorsteht." Obgleich alle diese Thatsachen ziemlich allgemein bekannt sind, wunderte mich dennoch ihr offenes Einverständniß von Seiten eines entschiedenen Protestanten und Missionsvorstehers nicht wenig. Unter solchen Umständen und bei solchen Erfahrungen dürfte der Bekehrungseifer protestantischer Missionäre schwer verständlich sein, würde nicht auch hier die unwiderstehliche Überredungsgabe des protestantischen „Goldmundes" aushelfen, der mit reichen goldenen Gründen den erschlaffenden Eifer der protestantischen Sendboten, Sendbotinnen und Sendbötchen zu beleben versteht.

Es ist wirklich kaum glaublich, welcher Mittel man sich bedient, um die Herzen und Börsen der frommen Contribuenten daheim für Missionen zu öffnen. Ein Hauptthema bildet dabei natürlich die Unwissenheit der Katholiken und die Betrügerei des katholischen Klerus und so versessen sind die frommen anglikanischen Ladies auf dergleichen Erzählungen, daß sie sich dadurch für die Schulen der protestantischen Mission in Syrien im Jahre 1870—71 nicht weniger als 160,075 Fr. haben entlocken lassen. Wir werden später hierauf zurückkommen; verfolgen wir jetzt die Thätigkeit dieser Missionen speziell in Palästina und sehen wir die Früchte ihrer goldenen Aussaat.

Nähern wir uns Jerusalem von Jaffa her, so finden wir schon eine halbe Stunde vor der heiligen Stadt die ganze Gegend umgewandelt. Die Wüste von nacktem Felsgestein, welche uns ehemals gleich wie ein im Sturme versteinertes Meer entgegenstarrte, ist zu einem freundlichen, frischen Hain von Weinpflanzungen, Ölbäumen, Feigen, Granaten geworden; die mannigfachsten Blumen und Gartengewächse ragen über den Mauern empor und laden uns ein zum Eintritte in Landhäuser und öffentliche Anstalten, die hier in den letzten Jahren entstanden sind. Kaum bleibt noch ein freies Plätzchen, wo der Wanderer nach Pilgersitte beim ersten Anblick des Heiligthums zum stillen Gebet niederknieen kann. Hier ein protestantisches Waisenhaus, dort eine Lehranstalt preußischer Diakonissinnen, eine Knabenschule, ein Hospital u. s. w. Dann weiter, links auf der Anhöhe, in wohlgewählter, Stadt und Umgegend strategisch beherrschender Lage die russische Citadelle, welche unter dem bescheidenen Namen eines Pilgerhospizes mit moskowitischem Übermuth auf die beherrschte Tochter Sion's herabdroht. Gleich hinter diesem Riesenbau erhebt sich eine Kolonie von einigen dem Protestantismus verkauften Arabern mit einer stattlichen gothischen Kapelle, mit Feldern und Ölgärten, die sich bis dicht an die Stadtmauern ausdehnen. Treten wir nun beim Jaffathor in die heilige Stadt, so fällt der Blick, nachdem wir an der Burg Davids mit seinem Riesenthurm Hippikus vorübergeschritten sind, gleich links auf die anglikanische Sionskirche und das daranstoßende Palais des anglikanisch-preußisch-rationalistischen Bischofs Gobat und seiner zahlreichen bischöflichen Nachkommenschaft; dicht neben diesem modernen Apostel findet sich sein Handwerkszeug — der Verkaufsladen von Traktätchen und Bibeln in allen abend- und morgenländischen Sprachen. Ebenso finden wir in nächster Nähe, im Stadtviertel der Juden, eine andere protestantische Bekehrungsanstalt unter der Firma eines Krankenhauses, geleitet von preußischen Diakonissinnen und einem tüchtigen Arzt; der ganze materielle Theil der Anstalt ist nach englischem Muster eingerichtet, es wäre daher überflüssig, über seine Zweckmäßigkeit und gewissenhafte Führung ein Wort zu sagen.

Ohne uns weiter bei dem Detail der protestantischen Anstalten aufzuhalten, bei ihrer technischen Schule, die von einem ebenso unterrichteten als intelligenten Manne, dem Baurathe Schick aus Württemberg, geleitet wird, bei ihren andern Erziehungshäusern u. s. w., werfen wir nur einen, wenngleich nicht tröstlichen, Blick auf einen der merkwürdigsten Plätze der heiligen Stadt, einen stummen, aber beredten Zeugen für die Macht, die Fülle und Freudigkeit des katholischen Glaubens vergangener Jahrhunderte, auf den zu seiner Zeit im Abend- und im Morgenland gleich berühmten **Muristan**. Dem Südeingange der heiligen Grabeskirche gegenüber, eingeschlossen von der Davids-, Patriarchen-, Palmenstraße und dem Bazar, befindet sich ein großer, wüster Platz von nicht weniger als 139,500 englischen Quadratfuß Flächeninhalt[1]. Zu diesem Platze führt ein architektonisch merkwürdi-

[1] Nach Tobler, Jerusalem I. 406, steht die Schätzung Symond's auf 140,000 Quadratfuß „ziemlich tief unter der Wirklichkeit" und

ges, ziemlich erhaltenes Portal, das noch aus der Zeit der fränkischen Könige stammt; im Bogen desselben liest man noch etliche Monatsnamen und unter jedem Namen steht ein Bild des Thierkreises. Es ist dieses der Eingang zu der ehemaligen berühmten Kirche S. Mariae Majoris oder Grandis (St. Maria der Größeren oder der Großen), das [nach der jetzigen Legende] über dem Gefängnisse des ersten in der langen Reihe der Martyrerpäpste erbaut ist. Treten wir ein durch das Portal, so befinden wir uns zwischen den Ruinen der Kirche, von welcher jedoch nur noch die drei Nischen der Apsis bestehen. In Verbindung mit der Kirche, aber im oberen Stock, finden wir einen noch ganz erhaltenen Kreuzgang mit vielen daranstoßenden Räumlichkeiten, deren Zweck gegenwärtig schwer zu deuten ist. Gleich dahinter verirren wir uns in einem Labyrinth von Gewölben und Gemächern aller Dimensionen, von Bogengängen und Säulenreihen aller Ordnungen, von Cisternen und Kellern verschiedener Tiefe. Dieses Chaos von Ruinen bedeckt den ganzen südlichen Theil des Muristan von der Palmen- bis zur Davidsstraße. Man staunt über den erhabenen Geist und die mächtige Hand, welche, begeistert vom lebendigen Hauche der katholischen Kirche, dieses Denkmal christlicher Liebe ins Leben gerufen. Und doch umfaßt das eben Beschriebene kaum ein Drittel des Flächenraumes, den ehemals das Hospiz der Ritter vom hl. Johannes von Jerusalem hier einnahm; der Rest bildet jetzt ein ebenes Feld im Besitze der Griechen, das sie manchmal mit Getreide bestellen. Auf Wunsch des preußischen Kronprinzen überließ der türkische Sultan den eben beschriebenen Theil des Muristan dem protestantischen Johanniterorden (1869). Diese protestantischen Johanniter sind eine Schöpfung des Königs von Preußen und stehen weder durch Ordensabstammung noch durch Tendenz, weder durch Religion noch auf was immer für eine Weise mit dem alten Ritterorden vom hl. Johannes in irgend welcher Beziehung oder Verbindung; der alte Orden lebt noch immer fort im souveränen Malteserorden. Die preußischen Johanniter hatten schon früher ihre Augen auf Jerusalem geworfen und daselbst ein Hospiz zur Aufnahme von Reisenden des protestantischen Bekenntnisses eröffnet. Nachdem ihnen nun durch die Munificenz des Sultans der Muristan zugefallen, haben sie bereits die oben erwähnten Ruinen aus dem Schutte, in dem sie begraben lagen, zu Tage gefördert, eines der Gewölbe zu einem geräumigen Predigtlokale umgestaltet, in welchem deutsche Prediger ihre Vorträge halten, und gedenken nun ein großartiges Ordenshaus auf den Ruinen zu errichten.



Kloster zum hl. Kreuz.

Mag auch das katholische Gefühl in manchen Ländern Europas durch die Profanation so mancher herrlicher, der katholischen Religion geweihter Bauten und durch ihre Verwendung zu weltlichen oder gar akatholischen Zwecken abgestumpft sein, so dürfte der aufrichtige Katholik doch schwerlich ohne tiefen Schmerz sehen, wie sich die Feinde der Kirche immer mehr und mehr auf diesem Boden ausbreiten, auf welchem einst der Erlöser sein Blut am Kreuze geopfert. Von dem jetzt occupirten Muristan bis zum heiligen Grabe ist nur ein Schritt; der ist leicht gemacht. Möchten das die Katholiken beherzigen und wachsam sein, besonders aber auch ihre Pflicht erkennen, energisch mitzuarbeiten an der Vertheidigung des ihnen im heiligen Lande noch bleibenden Besitzes!

Im folgenden Artikel werden wir zeigen, daß die Katholiken bisher nicht müßig geblieben sind und daß auch sie manche schöne Neuschöpfung der letzten Jahre aufzuweisen haben; hier wollen wir nur noch der Vollständigkeit wegen kurz aufzählen, was die protestantische Thätigkeit sonst noch im Oriente hervorgebracht. Wir sehen ab von den kleineren Anstalten in Bethlehem, Nazareth u. s. w. und wenden uns sofort nach Syrien, das wegen seiner zahlreichen katholischen Bevölkerung schon lange das traurige Privilegium genießt, ein Tummelplatz der verschiedensten Sekten und ihrer Angriffe auf die Kirche zu sein. Das ganze Land ist von diesen Missions-Commis-voyageurs überschwemmt, in jeder Stadt, in jedem Dorf bieten sie von Thür zu Thür ihre falsche Waare an, und ihre Zubringlichkeit scheut kein Mittel, um durch Verführung, Vorspiegelung äußerer Vortheile u. s. w. Seelen von der Kirche abtrünnig zu machen. Dazu haben sie seit den letzten Jahren eine Menge von Anstalten aller Art gegründet. In Beirut wurden nach den offiziellen Berichten im Jahre 1871 zwölf Unterrichtsanstalten unterhalten, im Libanon, in Damaskus und der Umgegend andere zehn, zusammen mit 1659 Schülern und Schülerinnen; unter diesen Anstalten einbegriffen waren Waisenhäuser, Schulen für Blinde, Lehrer- und Lehrerinnenseminarien u. s. w. Die erste Gründerin dieser Anstalten war eine



Der Hippikusthurm am Jaffathor und die anglikanische Sionskirche.

mißt der Platz, „in der Form einem regelmäßigen Quadrat ziemlich nahe kommend, über 200,000 Quadratfuß". A. d. R.

Mrs. Tompson († 1869), welche im Jahre 1860, als die Türken und Drusen über die Christen hergefallen waren und unter ihnen ein schreckliches Blutbad angerichtet hatten, Waisenkinder sammelte.

Das Bedeutendste, was die protestantische Propaganda in Syrien zu Wege gebracht hat, ist das syrisch-protestantische Collegium von Beirut, ein amerikanisches Unternehmen und als solches seit 1865 im Staate New-York mit Corporationsrechten versehen. Dem offiziellen Prospecte der Anstalt, die Gymnasium und Universität in sich vereinigt, entnehmen wir Folgendes. Der Unterricht wird ausschließlich in arabischer Sprache ertheilt und umfaßt das Arabische und seine Literatur, die lateinische, türkische, englische und französische Sprache, die Moral, die Medicin und Chirurgie, die Jurisprudenz und türkische Gesetzgebung. Theologie als System (!) wird nicht gelehrt. Die theologische Ausbildung wird vielmehr den Missionen der verschiedenen Bekenntnisse überlassen. Die Anstalt wird nach streng protestantischen Grundsätzen geleitet, steht jedoch allen Nationalitäten und Confessionen offen, welche sich ihren Gesetzen fügen wollen. Nach vierjährigem Studienkurs wird denen, welche ihre Prüfungen bestehen, der Doctortitel ertheilt. Besucht wird die Anstalt gegenwärtig von Protestanten, schismatischen und unirten Griechen, Lateinern, Maroniten, Drusen, Armeniern und Kopten. „Es wird Niemand zur Bekehrung gezwungen, sagt der Prospect, indessen ohne den Studierenden den Protestantismus aufzudrängen, wird doch jede mögliche Anstrengung gemacht, durch persönliches Bemühen der Professoren und Lehrer während des Unterrichts und zu andern Zeiten, durch die gemeinsamen Andachtsübungen und Einrichtungen des Instituts, jedes einzelne Mitglied mit den Unterscheidungslehren der evangelischen Wahrheit in Berührung zu bringen.“ Eine besondere Pflege genießt die medicinische Facultät, die eine Klinik, ein Spital und eine Apotheke besitzt. Vier protestantische Prediger repräsentiren diese Facultät und ertheilen auch praktischen Unterricht in *allen* an solchen Facultäten docirten Fächern. Eine medicinische Facultät, die bloß Reverends als Professoren hat, dürfte wohl ein Unicum in der Geschichte der Wissenschaft sein. Wir haben uns in Obigem streng an das offizielle Programm gehalten und finden es überflüssig, über diese Protestantisirungsmaschine, welche ihren Zweck selbst so klar proclamirt, ein Wort hinzuzufügen.

Jaffa und sein Hafen.

Nur noch einige Notizen über die Summen, welche den Protestanten für ihre Missionen zur Verfügung stehen. In den Jahren 1870—71 unternahm Hagop Matteosian, ein dem Protestantismus verfallener Armenier und Haupt der Protestanten im türkischen Reiche, im Auftrag der Pforte eine Rundreise durch die Türkei; aus seinem Berichte ersehen wir, daß die *jährlichen* Einnahmen der protestantischen Missionen im türkischen Reiche betrugen: aus den Ver. Staaten Nordamerika's 1,005,960 Franken; aus Großbritannien 608,420 Fr.; aus Preußen 460,000 Fr.; von der Ladies-Association 160,075 Fr.; von anderen Vereinen mindestens 300,000 Fr.; zusammen 2,534,455 Franken.

Stehen nun auch die Leistungen mit dieser bedeutenden Summe von $2^1/_2$ Millionen Franken oder über 2 Millionen Mark in keinem Verhältniß, so ist doch der moralische und materielle Schaden, welcher dadurch in der katholischen Kirche des Orientes angerichtet wird, leider nicht unbedeutend. Denn zu diesen großen Geldmitteln kommen 306 fremde und einheimische Missionäre und Lehrer mit 6720 Schülern in verschiedenen Anstalten und drei Hospitäler mit 200 Betten. Außerdem wurden im Jahre 1870 — 71 in der Türkei vertheilt 127,000 Bibeln und Traktätchen. Die Gesammtzahl der registrirten Protestanten in der Türkei wird auf 23,000 angegeben; indessen sei die Zahl derer, welche nicht einregistrirt, aber im Herzen Protestanten seien, bei weitem größer. Die meisten seien Armenier. Jeden Sonntag werde an 250 verschiedenen Orten protestantischer Gottesdienst gehalten; an 18 Orten seien Protestanten Ehrenmitglieder, und an 16 anderen Orten bezahlte Mitglieder der Municipalräthe. Von Seiten der Regierung genösse die protestantische Mission unbedingte Lehrfreiheit, freie Handhabung ihrer innern Angelegenheiten und Beistand gegen etwaige Belästigungen von Seiten anderer Confessionen. Als End-



Ruinen des Portales der Kirche Maria d. Gr.

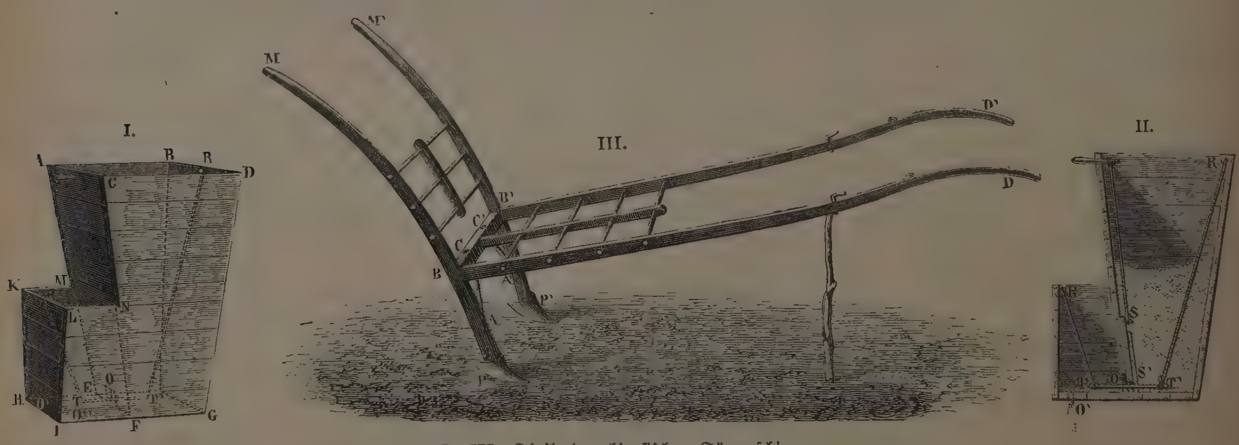
resultat seiner Reisebeobachtungen meint Matteosian: „obgleich der Protestantismus im Orient in seinem Aeußern und in seiner Organisation noch nicht genügend ausgebildet erscheine, so sei doch eine gewaltige Revolution in den Gemüthern durch die wunderbare Durchdringung des Sauerteiges der protestantischen Wahrheit hervorgerufen, während die größten Resultate dieser innern Arbeit noch nicht sichtbar zu Tage getreten seien." Wir haben diese Mittheilungen über den protestantischen Apparat zum Kriege gegen die katholische Kirche des Orients für um so wichtiger gehalten, je weniger genügend die katholischen Anstrengungen zum Schutze gegen jene Angriffe erscheinen. Wohl zu beachten ist, daß Alles, was von protestantischer Seite geschieht, nur Privatsache ist; die Regierungen beschränken ihre Beihilfe auf moralische und diplomatische Unterstützung. Um so nöthiger erscheint es, der Erhaltung und Ausbreitung der katholischen Kirche im Oriente größere Aufmerksamkeit und Thätigkeit zuzuwenden — eine Aufgabe, die jetzt um so leichter sein dürfte, als eine große Anzahl von Ordensleuten und Weltpriestern zur Verfügung steht. Daß indessen bereits auch in Bezug auf die katholische Mission im Orient ein Fortschritt bemerkbar ist, wird der folgende Abschnitt lehren.

(Schluß folgt.)

Chinesisches[1].

IX. Der Ackerbau in Nord-China.

In ganz China ist der Ackerbau die angesehenste und ehrenvollste Beschäftigung. Es ist bekannt, daß jährlich im Beginn des Frühjahrs der Kaiser selbst mit großem Gefolge sich zum Tempel des Ackerbaues am äußersten Ende des chinesischen Viertels von Peking begibt, und nachdem er dort ein Opfer dargebracht, höchsteigenhändig den Pflug führt und einige Furchen zieht. Sobald der Kaiser seine Arbeit vollendet und das mit einer gelben Etikette bezeichnete Grundstück umgeackert hat, kommen die drei ersten Prinzen und die neun obersten Würdenträger des Reiches an die Reihe, um den Rest des Ackers umzupflügen, während untergeordnete Mandarine hinter ihnen säen und gewöhnliche Landleute den Samen durch Eggen mit



I—III. Theile der chinesischen Säemaschine.

Erde bedecken. Eine ähnliche Ceremonie findet am gleichen Tage in den Hauptstädten der Provinz statt, wo die ersten Mandarine den Kaiser vertreten. Dank dieser dem Ackerbau erwiesenen Ehre darf man denn auch wohl sagen, daß kein Land der Erde sorgfältiger und besser angebaut ist, als China; auch nicht ein Fuß breit Erde geht verloren. In Nord-China, namentlich in der Provinz Pe-tscheli, die wir hier zunächst im Auge haben, ist das Grundeigenthum sehr zerstückelt, große Pachthöfe finden sich daher nur wenige, aber das Geschick, mit welchem die kleinen Meiereien verwaltet werden, ersetzt reichlich die Übelstände, welche die Zerstückelung sonst im Gefolge zu haben pflegt. Man sieht nur wenige Dörfer, aber eine Menge kleiner Pachthöfe sind über die ganze Provinz zerstreut. Für Gebäude verwenden die chinesischen Bauern nur wenig Platz, ja sie sind so geizig mit ihrem Grund und Boden, daß sie flache Dächer auf ihren Häusern haben, um auf denselben ihre Stroh- und Getreidehaufen aufzuthürmen. Ebenso verstehen sie es, ihre Äcker mit doppelter Frucht so zu bestellen, daß sie ihnen jährlich doppelte Ernte bringen. Zwischen den Reihen von Sorgho[1], der 10 bis 12 Fuß hoch wird, säet man kleine Hirse (Panicum italicum), welche im Schatten ihres großen Nachbars gut gedeiht und nach der Ernte des Sorgho zur Reife gelangt; ähnlich pflanzt man zwischen den Mais eine Art von Bohnen, die zur Reife gelangen, bevor der Mais so groß geworden, daß er sie erstickt; die Abhänge der Bewässerungsgräben werden mit Ricinus- oder Baumwollenstauden besetzt u. s. w. Zur Zeit der Ernte bieten dann die weiten Ebenen von Pe-tscheli einen bunten und lebendigen Anblick; die Schnitter und Drescher, begleitet von ihren Frauen und Kindern, arbeiten trotz der glühenden Hitze von Tagesanbruch bis zur Dämmerung und ruhen nur wenige Augenblicke, um eine Hand voll Reis und ein paar Zwiebeln zu essen und einige Züge aus ihrer Pfeife zu thun.

[1] Vgl. 1874. S. 58. 80. 146. 191. 234.

[1] Sorghum saccharatum oder holcus saccharatus, eine chinesische Culturpflanze, die zur Produktion von Zucker und Alkohol, aber auch als Farbe- und Futterpflanze nützlich ist.

1. „Gegenwärtig macht man in Europa — schreibt P. Couvrier, Missionär im östlichen Pe-tscheli — viel Wesens von der Säemaschine; diese in Europa noch so neue Maschine ist in China schon seit Menschengedenken in Gebrauch. Die Chinesen können sich gar nicht denken, daß es möglich sei, auf andere Weise zu säen, und sie würden laut lachen, wenn sie einen eurer Bauern ganz ernsthaft über das frischgepflügte Ackerfeld schreiten und mit lang ausgestrecktem Arm den Samen weithin werfen sähen. Diese Mühe ersparen sich unsere Chinesen durch ihre Säemaschine. Dieselbe besteht aus zwei Theilen, einer Art Schiebkarren, aber ohne Rad, der sehr leicht ist, und einem darauf sich befindenden Kasten. Die Handhaben am Gestelle (Fig. III. M M') sind ungefähr einen Meter, die Füße (B P und B' P') etwa 40 Centimeter lang; die letzteren sind von A und A' an bis P und P' durchbohrt, stehen bei A und A' mit den Röhrchen CA und C'A' in Verbindung und tragen unten ein kleines, einer Pflugschar ähnliches Eisen, das die für den Samen bestimmten Furchen zieht. Der Kasten, etwa 35—40 Centimeter hoch, hat zwei Abtheilungen; die größere (Fig. I. A B C D E F G) steht durch eine Öffnung O in der Wand A C E F mit der kleineren in Verbindung; die kleinere Abtheilung (K L M N E F I H) hat im Boden zwei Öffnungen O' und O'', die den eben erwähnten Röhren C A und C' A' des Gestelles entsprechen. In der Öffnung O befindet sich eine Eisenstange T T', welche durch die beiden Stricke R T und R' T' schwebend erhalten wird, und an welche ein Brett



Chinesische Säemaschine.

(Fig. II. S S') befestigt ist, um die Öffnung O in der Trennungswand der beiden Abtheilungen zu schließen und zu öffnen. Will man nun die Säemaschine benutzen, so füllt man die größere Abtheilung mit dem betreffenden Samen und stellt das Brettchen S S' so hoch oder niedrig, als der Samen es erfordert; wird nun die Maschine in Bewegung gesetzt, so tritt durch die Erschütterung der Samen aus der größeren Abtheilung durch die Öffnung O in die kleinere, fällt dann bei O' und O'' in die Röhren C A C' A' und somit in die von den beiden Pflugscharen gezogenen Furchen. Obgleich die ganze Maschine sehr leicht ist und den Boden nur oberflächlich ritzt, läßt man sie doch gewöhnlich von einem oder zwei Ochsen ziehen; indessen sieht man auch zuweilen an Stelle derselben ein paar Männer; immer aber sind wenigstens zwei Personen nothwendig, einer um die Thiere zu lenken und einer um die Maschine selbst in der Hand zu behalten.

„Die Säemaschine ist aber nicht die einzige Maschine, welche die Bauern des Pe-tscheli in Gebrauch haben; einzelne haben die Europäer sogar von ihnen überkommen. So z. B. stammt die große Wannmühle zur Reinigung des Getreides aus dem Pe-tscheli; die Japanesen nahmen sie von dorther und die Holländer lernten sie in Japan kennen, brachten sie in ihre Heimath und verbreiteten sie in den Nachbarländern. Wenigstens ein Jahrtausend lang war dieses Instrument in China bekannt, während es in Europa erst seit kaum zwei Jahrhunderten angewendet wird.



Ackerbauscenen aus Nord-China.

„Zum Dreschen bedient man sich manchmal einer Steinwalze, welche man von einem Ochsen über das auf der Tenne ausgebreitete Getreide ziehen läßt; diese Methode hat den Vortheil, sehr rasch und sehr vollkommen die Körner von den Ähren zu trennen, aber das Stroh wird ganz zerknittert, wie bei den meisten europäischen Dreschmaschinen.

„Öffentliche oder gemeinsame Mühlen gibt es hier nicht, sondern jedes Haus besitzt hier seine eigene kleine Mühle, die meistens von einem Ochsen oder einem Esel in Bewegung gesetzt wird."

2.[1] „Trotz der geschickten Benutzung des Bodens ist dennoch die chinesische Landbevölkerung nicht nur nicht reich, sondern im Gegentheil arm und oft sogar dürftig; das rührt aber nicht etwa von der Unfruchtbarkeit des Bodens her, sondern zunächst von der Übervölkerung — China hat in manchen Provinzen ein Drittel Bewohner mehr, als es ernähren kann — und dann von den häufigen Überschwemmungen und anderen Plagen, die das Land so oft heimsuchen. In Bezug auf den Gartenbau sind die Chinesen ebenso weit fortgeschritten als im Ackerbau. Auf dem Lande verlegt man sich nur wenig oder gar nicht auf Blumenzucht, dagegen dürften die Gärtner der Provinz Petscheli wohl viele europäische Gärtner im Gemüse- und Obstbau übertreffen. Alle Gemüse, die man in Frankreich baut, ziehen auch hier unsere Gärtner und zwar in ausgezeichneter Qualität; lange bevor man Treibhäuser in Europa kannte, verstanden sie es bereits, durch künstliche Hitze das Wachsthum der Pflanzen zu beschleunigen und die Gemüse auch in jenen Jahreszeiten zu ziehen, in denen sie sonst nicht zu gedeihen pflegen. Dagegen im Weinbau steht der Chinese entschieden gegen die Europäer zurück. Der chinesische Bauer kennt zwar die Trauben; sie sind sogar in einigen Distrikten der Provinz Pe-tscheli durchaus nicht selten, denn man verkauft sie in gewöhnlichen Jahren zu etwa 12 Centimes (10 Pf.) das Pfund, aber dennoch macht er keinen Gebrauch von ihnen; nur einmal im Jahre, am 15. Tage des 8. Mondes, genießt er davon, obgleich die hier gezogenen Trauben wirklich gut sind; die Beeren sind sehr groß und viel süßer als die in Frankreich an Spalieren gezogenen. Ehemals sollen die Chinesen auch Wein gekeltert haben, sowohl für die Opfer, als für den Privatgebrauch der Vornehmen; indessen bezweifle ich die Wahrheit dieser Nachricht, da ich auf alle meine desfallsigen Erkundigungen bei den Mandarinen und Gelehrten keine Sicherheit darüber zu erlangen vermochte. Die Europäer machen gegenwärtig aus den chinesischen Trauben einen ganz guten Wein, der mit manchem der bessern Weine Frankreichs den Vergleich bestehen kann. Außer verschiedenen ausgezeichneten Äpfel- und Birnensorten cultivirt man hier einige Früchte, die ich nie in Europa gesehen und deren europäische Namen ich nicht einmal kenne. Es sind dieß namentlich die Tschetse, Tschemtse und Tschang-li-hom. Die Tschetse gleicht im Äußern einem Granatapfel, nur ist sie gelber; ihr Geschmack ist ähnlich dem der Aprikose; indessen soll sie unverdaulich sein und wird daher meistens nur eingemacht. Die Tschemtse gleicht in ihrer Gestalt einer Erdbeere, wächst aber auf Bäumen, die Tschang-li-hom endlich gleicht der Mispel."

Nachrichten aus den Missionen.

Japan.

Seitdem wir im vorigen Jahre die glückliche Beendung der blutigen Verfolgung mittheilen konnten, haben wir keine Gelegenheit mehr gehabt, von der jungen japanesischen Kirche zu sprechen. Leider sind die Nachrichten, welche wir heute zu geben haben, auch keine günstigen; „diejenigen, welche Gott liebt, züchtigt er." Gab die Verfolgung den japanesischen Christen Gelegenheit, die Festigkeit ihres Glaubens zu zeigen, so lassen die neuen über sie hereingebrochenen Drangsale den Heroismus ihrer Liebe in hellem Glanze strahlen.

Nach ihrer Rückkehr aus der Verbannung hatten die heldenmüthigen Christen vor Allem den Schaden wieder auszubessern, den ihre gezwungene plötzliche Abreise und lange Abwesenheit ihren zeitlichen Interessen zugefügt hatten; ihre zerstörten und zerfallenen Häuser mußten hergestellt, der tägliche Unterhalt für sich und ihre Familien verdient werden. Zwar that die Regierung etwas für die Unglücklichsten, aber ihren guten Absichten wurde schlecht von den untergeordneten Beamten entsprochen; die Missionäre ihrerseits halfen, so viel ihre geringen Mittel gestatteten, und wurden dabei von einigen Europäern und den Christen anderer Gemeinden, die weniger gelitten hatten, unterstützt. Indessen ließen die materiellen Sorgen die Christen nicht vergessen, daß sie für ihre unsterbliche Seele noch unendlich mehr zu thun hätten. Die Verfolgung hatte ihre Zahl gelichtet und ihre Vermögen ruinirt, aber ihren Eifer nicht zu schwächen vermocht. Mit einem heiligen Eifer verlegten sie sich auf die Erlernung der christlichen Wahrheiten und auf den Empfang der heiligen Sacramente. Als in den ersten Monaten des Jahres 1874 in der Provinz Saga eine Empörung ausbrach, blieben die Christen alle dem Mikado treu; auch nicht ein einziger Christ fand sich unter den Truppen der Aufrührer. Durch Treue in ihren religiösen Übungen bereiteten sie sich vor auf die Drangsale, welche Gott über sie verhängen wollte. Unter dem 28. September 1874 schrieb der hochwürdige Provikar der Mission, Herr Miden:

„Im Monat Juli brach auf der Insel Magome, nahe bei Nagasaki, die Dyssenterie aus und verbreitete sich rasch über die nahen Inseln. Auf Magome starben, außer vielen Heiden, 40 Christen. Die Missionäre eilten zur Pflege der Kranken herbei und Dank ihrer Sorge und den von ihnen gespendeten Arzneien wurden Viele geheilt; in Ca-mi-no-schima starben von 30 kranken Christen nur zwei. Aber zwei Missionäre und drei ihrer Diener zogen sich selbst die Krankheit durch ihre Aufopferung zu."

Ausführlicher spricht sich Msgr. Laucaigne, der Coadjutor des apostolischen Vikars, in einem am 13. August 1874 an Msgr. Petitjean gerichteten Schreiben aus:

„Unsere Missionäre sind bald wieder hergestellt und auch unsere drei Diener sind außer Gefahr. Von unseren Christen aber sind 64 gestorben. Im Urakamithal ist die Krankheit nicht epidemisch; es kommen nur Einzelfälle vor, aber in ziemlich bedeutender Zahl; zu Magome ist kein neuer Fall vorgekommen und die meisten Kranken sind auf dem Wege der Besserung; in den andern Orten dagegen scheint

[1] Aus einem Brief des P. Leboucq. (August 1872.)

die Krankheit noch nicht weichen zu wollen, in Kurosaki sind sieben neue Fälle an einem Tage vorgekommen.

„Natürlich haben sich die Gemeindevorstände wenig um die Leiden ihrer Untergebenen bekümmert; nur der japanesische Vorsteher des Leuchtthurmes von Iwodschima hat sich ausgezeichnet, indem er für die Kranken fünfzig Kerzen (!!) sandte, ein sehr passendes Geschenk, namentlich von Seiten eines Leuchtthurmvorstehers. So betrübend diese Sorglosigkeit der Behörden ist, so tröstlich ist der Muth, mit welchem unsere braven Christen diese Prüfung tragen. Bei meinen Krankenbesuchen habe ich nie das geringste Zeichen oder Wort der Ungeduld wahrgenommen; alt und jung, alle waren in den Willen Gottes ergeben. Allerdings hatten beim ersten Auftreten der Krankheit die Bewohner von Magome erschreckt die Flucht ergriffen; ein Katechist kam eilends uns zu benachrichtigen, und alsbald genügte die Kunde, daß die Patres kämen und Kus'ri (Heilmittel) mitbrächten, um alle Furcht zu verscheuchen und den Muth neu zu beleben. Als ich mich dann am folgenden Sonntag in ihre Mitte begab, fand ich überall ihre Häuser gereinigt, ihre Kranken gut besorgt und es war nicht schwer, eine regelmäßige Krankenpflege unter ihnen einzurichten. Damals schwebten 60 Kranke in Lebensgefahr, aber alle Gesunden boten sich von freien Stücken an, die Angesteckten zu verpflegen. Als die Krankheit sich immer mehr ausbreitete, ließ ich eine neuntägige Andacht zu Ehren U. L. F. von Lourdes beginnen, und wie ich Ew. bischöflichen Gnaden schon in meinem letzten Briefe mittheilte, haben wir seither keinen Todesfall mehr zu beklagen gehabt, im Gegentheil sind die meisten Kranken wieder hergestellt, unter ihnen solche, an deren Aufkommen man zweifelte und die, wie es schien, nur durch ein Wunder zu heilen waren. Dank sei dafür unserer guten Mutter! Ganz besonders haben sich die Katechistinnen ausgezeichnet. Eine war aus Daimiodschi gekommen, um die Kranken von Magome zu besorgen; bald wurde sie selbst von der Krankheit befallen; als ich am 19. Juli in Daimiodschi war, wollte ich sie besuchen und ihre Mutter trösten. „O," erwiederte mir diese gute Christin, „ich bedarf keines Trostes; gern biete ich das Leben meiner Tochter dem Herrn zum Opfer an; sie hat ja im Dienste der Kranken und aus Liebe zu Gott sich die Krankheit zugezogen." Wenige Tage nachher starb die Tochter; schon hatte sich eine ihrer Freundinnen angeboten, sie bei der Krankenpflege zu ersetzen, aber auch diese wurde nach wenigen Tagen von dem schrecklichen Übel ergriffen. Leider stellte sich noch eine andere sehr schmerzhafte innere Krankheit dazu ein; als jedoch ihre Eltern ihr vorschlugen, einen Arzt von Nagasaki kommen zu lassen, damit dieser das bei letzterer Krankheit gewöhnliche Verfahren anwende, antwortete sie: „Nein, ich will lieber sterben, als mich anrühren lassen." So starb sie als Martyrin ihrer Liebe und ihrer Keuschheit. Wie man mir sagte, zeigte sie eine bewunderswerthe Geduld bis zum Ende und kein Wort der Klage kam aus ihrem Munde."

Einige Wochen später, am 3. September, schreibt Msgr. Laucaigne wieder:

„Die Krankheit verschwindet zu Magome, aber nimmt zu in Daimiodschi, Kurosaki, Magala, Urakami rc. P. v. Retz hat gegenwärtig an diesen Orten nahe an 200 Kranke in der Pflege; Urakami allein zählt 50 Kranke unter den Christen und ich weiß nicht wie viele unter den Heiden. Seit dem Beginn der Epidemie sind ungefähr 500 Personen von uns verpflegt worden, von denen 79 starben. Zu Daimiodschi wüthet die Krankheit besonders unter den Frauen. Das Elend ist sehr groß und an einigen Orten haben die Kranken nicht einmal hinreichend Reis; derselbe ist sehr theuer, wir bezahlen ihn jetzt 4 Ryo (etwa 20 *M.*) den Centner. Möchte Gott uns bald von dieser Plage befreien; indessen hat das Übel auch seine gute Seite gehabt, denn die Christen haben gelernt, Nächstenliebe praktisch zu üben."

Nach den neuesten Nachrichten hat sich zu all' diesem Elend noch ein neues Unglück gesellt, indem ein heftiger Sturm und darauffolgender Platzregen große Verwüstungen angerichtet haben. Daimiodschi, ein Fischerdorf, hat nicht nur von 100 Häusern 80 einstürzen sehen, sondern auch alle seine Kähne, einen einzigen ausgenommen, verloren. In Urakami ist der größte Theil der Häuser eingestürzt, welche die Regierung im vorigen Jahre für die aus der Verbannung zurückkehrenden Christen hatte bauen lassen. Die Kirche von Nagasaki hat sowohl vom Sturm als vom Regen sehr gelitten, so daß bloß mehr an einem einzigen Altare die heilige Messe gelesen werden konnte. Das Jahr 1874 ist deßhalb für die Christen von Japan ein recht unglückliches gewesen und das Jahr 1875 dürfte noch ein unglücklicheres werden, da, nach den letzten Briefen des hochw. apostolischen Vikars, Sturm und Regen solche Überschwemmungen verursacht haben, daß selbst alle Aussichten auf eine gute Ernte vernichtet wurden. Msgr. Petitjean aber hofft, daß die europäischen Christen ihre japanesischen Brüder nicht im Stiche lassen werden, denn, meint er, die Vorsehung hat doch nicht die japanesischen Christen in den Qualen des Kerkers und der Verbannung und unter dem Bambusrohr der Henker erhalten, um sie vor Elend und Hunger umkommen zu lassen.

China.

Kwang-tong. In einem vom 15. November 1874 von Canton aus an Herrn Pernot, einen der Direktoren des Pariser Missionsseminars, gerichteten Briefe, erzählt der hochw. Herr J. Dejean die Plünderung und Zerstörung einer seiner Christengemeinden:

„Im Anfang dieses Jahres," schreibt er, „hatte ich ein Haus und eine Kapelle in der Christengemeinde von Ma-tsay zu bauen begonnen. Bevor noch die Arbeiten vollendet waren, fingen die Heiden mit unsern Christen über das Gebäude zu streiten an. Anfangs gelang es, wenn auch nicht ohne große Mühe, die unruhigen und aufgeregten Köpfe zu besänftigen, allein etwas später, im April, wurden überall Anschlagszettel verbreitet, welche die Zerstörung der neuen Kapelle für einen bestimmten Tag und eine bestimmte Stunde in Aussicht stellten. Zeitig davon benachrichtigt, konnte ich das Projekt vereiteln, indem ich die Verschwörung bei den Behörden von Canton zur Anzeige brachte. In Folge dessen erließ der Vicekönig sehr strenge Befehle, welche die Zerstörung verhinderten. Indessen entsagten unsere Feinde darum ihrem Vorhaben noch nicht, sie warteten bloß auf eine günstigere Gelegenheit.

„Vom 8. bis 10. November feierte man im Dorfe, wo die Kapelle zu Ehren des hl. Joseph erbaut wurde, das unter dem Namen Ta-tsiu bekannte Fest; wie gewöhnlich zog dasselbe viele Fremde herbei, doch gingen die beiden ersten Tage ohne Unfall vorüber; die Heiden begnügten sich, unsern Bau von Ferne anzusehen, und keine Drohung, keine Schimpfrede kam aus ihrem Munde. Zufälliger, aber glücklicher Weise befand ich mich während des Festes nicht am Orte selbst, sondern in einem andern etwa ¼ Stunde entfernten Hause. Am dritten Festtage war der Zudrang der Heiden noch beträchtlicher als an den beiden vorhergehenden; mehrere tausend Menschen umstanden den Bau in gedrängten Schaaren. Gegen ein Uhr Nachmittags kam der Wächter eilends, mir anzuzeigen, daß die Heiden die Thore der Einfassungsmauern erbrochen und zwei Christen, welche sie von diesem Unternehmen abhalten wollten, verwundet hätten. Kaum hatte er ausgesprochen, kam schon ein zweiter Bote mit der Nachricht, daß mehrere hundert Menschen in die Kapelle eingedrungen wären und sie zerstörten. „Pater," setzte sofort ein dritter hinzu, „man hat dein Haus geplündert," und ein vierter vollendete die Trauerbotschaft: „Haus und Kapelle sind dem Boden gleich gemacht.

„Bei dem ersten Anschein von Gefahr hatte ich an die Dorf-

vorsteher geschrieben und sie gebeten, sich selbst an Ort und Stelle zu begeben, um die nöthigen Maßregeln zu treffen; zwar folgten sie meiner Einladung und kamen zum Neubau, hielten sich aber in respektvoller Entfernung von der Menge. So konnten sie dann der Plünderung meines Hauses beiwohnen und sehen, wie man unter ihren Augen die Balken des Daches davontrug. Ohne ein Wort zu sagen, ohne einen Befehl zu geben schauten sie zu — und doch hatten sie die Lo-Kang (Polizeidiener) zu ihrer Verfügung.

„Die Heiden hatten gehofft, mich in meiner Wohnung anzutreffen. Da sie mich nicht fanden, stürzten sie über einige in der Nähe der Kapelle gelegene Christenhäuser her und begannen auch diese zu plündern. Da wurde es den Dorfvorstehern zu arg, besonders weil sie nicht recht wußten, wie weit sich wohl die einmal begonnene Plünderung ausdehnen könne; sie ließen deßhalb ein Individuum aus einem benachbarten Dorf verhaften und hofften, so die Verantwortung auf die Nachbardörfer abladen zu können. Allein die Hauptschuldigen gehörten zum Dorfe und diese waren bisher durch die thatenlose Anwesenheit der Vorsteher nur ermuthigt worden. Indessen that die Verhaftung dennoch ihre Wirkung; wie durch einen Zauberschlag beruhigte sich die aufgeregte Menge und der Aufruhr war zu Ende. Hätten also die Beamten früher einschreiten wollen, wäre die Plünderung ganz verhindert worden; aber sie waren eben mit in der Verschwörung.

„Die Heiden haben eine ganz satanische Wuth gezeigt; Kelch, Ciborium, Ostensorium und Alles, was zur Darbringung des heiligen Opfers gehört, haben sie auf schmähliche Weise entweiht, die priesterlichen Gewänder zerrissen, die Statue des hl. Joseph entwendet, um sie, wie man sagt, in einer Pagode aufzustellen. Unsere Verluste sind sehr groß; um die Kapelle bauen zu können, hatte ich nicht nur alles Geld, was ich von der Mission erhielt, und mein ganzes väterliches Vermögen verwendet, sondern auch noch eine Schuld von 2000 Franken aufgenommen. Wie werde ich sie bezahlen können? Ich weiß es nicht, — hat man mir doch Alles bis zum letzten Heller genommen, so daß ich nur noch mein Ritual, das Gefäß für die heiligen Öle und die Kleider besitze, welche ich am Leibe trage. Aber der liebe Gott wird schon sorgen!

„Was mag aber wohl die Chinesen angetrieben haben, bei hellem Tag einen solchen Raubanfall zu begehen? Man findet keinen Grund, nicht einmal einen scheinbaren Vorwand, der zur Entschuldigung dienen könnte. Ich selbst war nicht gegenwärtig und in der Kapelle war noch keine Versammlung von Christen gehalten worden. Der einzige Beweggrund war der eingefleischte Haß gegen die christliche Religion und gegen die Missionäre. Dieser Umstand gereicht mir zum Troste; ich darf mich ja auch nur freuen, um des Evangeliums willen Verfolgung zu erdulden, um so mehr, wenn ich an die heroische Standhaftigkeit des Gefangenen im Vatikan denke, der ja auch um des Evangeliums willen Alles verloren hat.

„Zum Schlusse bitte ich Sie, Ihre Gebete mit den unsrigen zu vereinigen, auf daß der liebe Gott uns bessere Tage sende und wir frei und ungehindert das Evangelium den armen Chinesen verkünden können. Ich vertraue fest, daß der hl. Joseph, der spezielle Patron der ganzen chinesischen Mission und meiner zerstörten Kapelle, die Sache in seine Hand nehmen und mich bei dem Neubau des zerstörten Heiligthums nicht verlassen wird."

Jun-nan. Wiederum ist in China ein Missionär ermordet worden; in der Nacht vom 16. auf den 17. September 1874 hat der hochw. Herr Johann Joseph Maria Baptifaud unter den Händen der Heiden sein Leben lassen müssen. Genauere Nachrichten über die Veranlassung und die näheren Umstände dieses Mordes liegen noch nicht vor; in der nächsten Nummer hoffen wir ausführlichere Mittheilungen darüber machen zu können.

Birmanien.

Südliches Vikariat. Wie wir früher bereits mitgetheilt haben, zerfällt Birmanien, d. h. das Reich, welches sich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts aus den westlichen Landschaften Hinterindiens gebildet hatte, in drei apostolische Vikariate, so zwar, daß Süd-Birmanien die gegenwärtig unter englischer Herrschaft stehenden Provinzen Pegu und Tenasserim, Nord-Birmanien den größten Theil des unabhängigen Reiches Birma, Ost-Birmanien endlich das Ober-Laos-Gebiet und das von den Karenen bewohnte Gebirge umfaßt (1873, S. 111). Das nördliche und südliche Vikariat wird von der Pariser Gesellschaft der Auswärtigen Missionen verwaltet, das östliche Vikariat gehört dem Mailänder Seminar der Auswärtigen Missionen. Über die Lage der Mission im südlichen Vikariat berichtet ein Brief des hochw. apostolischen Vikars Msgr. Bigandet, datirt: Rangun[1], den 3. September 1874.

„Die Stadt Rangun gewinnt jährlich an Bedeutung, und ihre Bevölkerung, die das erste Hunderttausend schon überstiegen hat, nimmt stets zu. Die außerordentlich günstige LageRanguns und des ganzen britischen Gebietes in Birmanien macht große Arbeiten nothwendig, und so kommt es, daß Arbeiter, Angestellte und Diener große Löhne beziehen. Deßhalb kommen denn auch, obgleich wir durch die ganze Breite des Meerbusens von Bengalen von der Coromandelküste geschieden sind, seit langer Zeit schon die Christen jener Küste in großer Zahl nach Birmanien und ganz besonders nach Rangun, um daselbst etwas zu verdienen. Die meisten von ihnen sind verheirathet und haben eine große Familie. Für die Seelsorge unter diesen Christen ist jetzt ein besonderer Missionär bestellt, und die Regierung hat demselben einen gut gelegenen Platz überlassen, auf welchem bereits aus Tekholz ein großes Gebäude als Kapelle und Schule aufgeführt ist; außerdem werden monatliche Beiträge gesammelt, um die zur Erbauung einer Kirche nöthigen Fonds zu beschaffen. Die ganze Aufopferung und Arbeitskraft des hochw. Hrn. Lecouvreur waren nothwendig, um diese armen Leute zu einer geordneten Gemeinde zu vereinigen. Fern von ihrem Vaterlande, dem wohlthätigen Einfluß ihrer Familien entzogen und den größten Gefahren ausgesetzt, lebten viele in schmählicher Verkommenheit dahin. Gegenwärtig ist schon viel Gutes geschehen; die Kinder empfangen eine christliche Erziehung, Mißbräuche sind abgeschafft, Ärgernisse entfernt, abergläubische Gewohnheiten ausgerottet; die Christen kennen sich nun gegenseitig, sie besuchen einander, unterstützen einander bei Krankheiten, kommen einander zu Hilfe bei andern Unglücksfällen, kurz, eine wahre Christengemeinde erwächst auf solidem Fundament.

„In einem andern Distrikt, in welchem die Bevölkerung rein birmesisch und dem Buddhismus ergeben ist, haben wir eine Station errichtet und sie einem eingeborenen Priester anvertraut. Bis jetzt hat er eine kleine Gemeinde von ungefähr 200 Seelen herangebildet. Obgleich diese Zahl sehr gering scheint, halte ich doch diesen Erfolg für sehr wichtig; es ist ein erster Sieg über den Buddhismus, der gleichsam in das innerste Wesen des birmesischen Volkes eingedrungen

[1] Rangun (Rjangony-Friedensstadt) ist die Hauptstadt von Britisch-Birma; es liegt 16° 46′ N. Br. und 113° 57′ Ö. L., am linken Ufer des gleichnamigen Mündungsarmes des Irawadi. In jedem Kriege zwischen Birmesen und Briten war es der Ausgangspunkt des Krieges und jedesmal ging es in Flammen auf. Seitdem aber nun Arakan, Pegu und Tenasserim fest in britischen Besitz übergegangen sind (1854), hat sich Rangun zu einer bedeutenden Stadt entwickelt.

ist und es ganz beherrscht[1]. Man darf nicht meinen, daß der Buddhismus hier zu Lande, wie in China, Cochinchina und Korea, ein lebloser Körper sei; im Gegentheil ist er lebendig und lebenskräftig und einflußreich auf Verstand und Willen. Er wird von den buddhistischen Talapoinen aufrecht gehalten, denn diese sind die einzigen Lehrer im Lande. Auf unsere Birmesen, welche nicht entwickelt genug sind, um die christlichen Dogmen zu verstehen, macht die Predigt des Evangeliums keinen Eindruck; in Bezug auf die Sittenlehre aber meinen sie in ihren heiligen Büchern Alles finden zu können, was ihnen der Missionär nur zu bieten vermag. Wenn man ihnen sagt, daß ihre Sittenlehre zwar in sich gut, aber doch nicht hinreichend ist, weil sie kein höchstes Wesen als Belohner des Guten und Bestrafer des Bösen anerkennt, so begnügen sie sich zu antworten, die guten oder schlechten Handlungen hätten in sich selbst die Kraft, die Belohnung oder Strafe des andern Lebens vorzubereiten; und so läugnen sie geradezu die Existenz eines höchsten Wesens. Könnte man sie nur zur Anerkennung dieses Haupt- und Grundartikels bewegen, so würde es leicht sein, sie zum Christenthum zu bekehren.

„Eine andere große Schwierigkeit besteht darin, daß wir bei unserem Angriff auf den Buddhismus die Hand an alle häuslichen, bürgerlichen und politischen Einrichtungen der Birmesen zu legen scheinen. Der Buddhismus hat so recht eigentlich dieses Volk gebildet und alle die Bande geschaffen, welche Familie, Gemeinden und Staat verbinden. Daher begreifen sie nicht, wie man eine fremde Religion annehmen kann, ohne zugleich seine Nationalität zu verlieren. Um auszudrücken: „Jemand ist Christ geworden," sagen sie „er ist ein Fremder geworden."

„Dieses sind die Hauptschwierigkeiten, die sich der Bekehrung der Birmesen in den Weg stellen; je unüberwindlicher sie erscheinen, um so entschiedener muß der Missionär im Vertrauen auf Den, welcher ihn gesendet hat, diesen furchtbaren Koloß angreifen, welcher nun schon zwei Jahrtausende lang dieses Land beherrscht. Die ersten Conversionen, von denen ich eben sprach, sind allerdings noch unbedeutend an Zahl, aber mit der Gnade Gottes werden sie, wie ich hoffe, beträchtlichere im Gefolge haben.

„Am 20. Juni ist der Generalgouverneur von Britisch-Birmanien, Oberst Phayon, nach Rangun gekommen, um der Prüfung und Preisvertheilung im Pensionat und Externat der Schwestern vom guten Hirten (Angers) beizuwohnen. In einer kleinen Anrede lobte er sehr die tüchtigen Leistungen der Anstalt, in welcher die Mädchen, wie er sagte, eine ebenso gute und vollständige Erziehung fänden, wie irgendwo in Europa. Indem er dann von der liebevollen Sorge der Schwestern für ihre Zöglinge sprach, setzte er hinzu: „Keine Regierung kann sich für Geld solche Lehrerinnen verschaffen." Er hatte wohl eingesehen, daß nur die Religion einen solchen Geist des Opfers und der Selbstverläugnung zu verleihen vermag, wie ihn jene Schule verlangt.

„In Bassein, am westlichsten Mündungsarm des Irawadhi (16° 45′ N. Br., 112° 54′ Ö. L.), besitzt die Mission eine Anstalt mit einem Noviziat für die Schulbrüder und einer Normalschule für Katechisten und Lehrer; die fähigsten Jünglinge werden von hier nach Pulo-Pinang geschickt, um daselbst ihre theologischen Studien zu machen[2]. In der Anstalt zu Bassein werden die Zöglinge auch in verschiedenen Handwerken und Künsten ausgebildet; einige sind Vergolder und zwei sind recht tüchtige Photographen. Auch die Missionspresse von Bassein steht unter der Leitung der Zöglinge. Dieselbe hat uns in diesem Jahr (1874) in birmesischer Sprache ein Leben des göttlichen Heilandes in Versen (die Birmesen lieben die Poesie leidenschaftlich), ein Leben des hl. Franz Xaver und eine Liedersammlung geliefert; der Druck einer Geschichte des alten Testamentes ist weit vorangeschritten, daran soll sich eine Geschichte des neuen Bundes und eine Geschichte der Kirche bis zur Neuzeit anschließen.

„Auch legt man in Bassein so eben die letzte Hand an eine recht hübsche gothische Kirche mit ebenfalls gothischem Thurm. Der obere Theil des letzteren ist aus Tekholz geschnitzt, und zwar so gut, daß er allgemein bewundert wird. Das Schnitzwerk ist eine Frucht der Mußestunden unserer Zöglinge. Die Kirche selbst ist aus gebrannten Ziegelsteinen erbaut und mit Ziegeln gedeckt; sie mißt in der Länge 90 engl. Fuß im Lichten und in der Breite 35.

„Die Ausbildung eines einheimischen Klerus wird nicht vernachlässigt; wir haben in diesem Jahre zwei Zöglinge nach Pulo-Pinang gesendet, und wir hoffen uns so einrichten zu können, daß wir von Jahr zu Jahr soviele schicken werden."

Östliches Vikariat. Im vorigen Jahre (1874, S. 35) haben wir die Aufmerksamkeit unserer Leser auf die Hungersnoth gelenkt, welche nicht nur manche Provinzen Indiens, sondern ganz besonders auch das Gebiet der Karenen in Ost-Birma verheerte. Der Lyoner Verein hat sich im Stande gesehen, durch reichliche Gaben jenen Unglücklichen zu Hilfe zu kommen, und noch bedeutender war die Hilfe, welche eine vom Mailänder Seminar der Auswärtigen Missionen[1] veranstaltete Sammlung ihnen verschaffte. Weitere Nachrichten über die trotzdem noch immer fortwährende Plage entnehmen wir einem neuen Brief des hochw. Herrn Eugen Biffi, apostolischen Präfekten von Ost-Birmanien. Derselbe ist datirt: Töngu[2], im Monat November 1874:

„Um Ihnen zu zeigen, von welchem Werthe die uns gesendete Hilfe war, will ich nur Einiges Ihnen mittheilen über die Dörfer, welche wir nicht unterstützen konnten. Während der Hungersnoth befand ich mich zu Malapoli, mitten im Gebirge; plötzlich kömmt eine ganze Schaar von Männern, Frauen und Kindern an. Abgemagert und erschöpft, erregte ihr Anblick unser Mitleid. Es war ein ganzes heidnisches Dorf, das bei uns Zuflucht suchte. Wir hatten noch einige Wurzeln zu essen, sagten sie, aber unsere Nachbardörfer lassen uns nicht in Ruhe; sie haben uns schon drei Kinder gestohlen und verkauft. Wir können ihnen keinen Widerstand leisten, denn sie sind mächtiger. Deßhalb kommen wir zu den Ponghi (Priestern), denn wir wissen, daß diese uns nicht verhungern lassen.

„Leider werden gegenwärtig nur gar zu viele Kinder, Frauen und auch Männer von den wilden Stämmen gestohlen und verkauft, damit sich die Unglücklichen ein bischen Nahrung verschaffen können. Beinahe täglich erhalte ich die Nachricht, daß diese oder jene ihre eigenen oder fremde gestohlene Kinder verkauft haben, oder auch daß einige Stämme sich gegenseitig bekriegen in der Hoffnung, Gefangene zu machen, die sie verkaufen könnten.

„Vor einigen Wochen hat ein Einwohner von Klamoki seine Schwägerin verkauft. In einigen benachbarten Dörfern sind im verflossenen Monate bis zu 40 Personen so verkauft worden. Als neulich in Taiplo ein Streit ausgebrochen und ein Familienvater getödtet worden war, schlossen die beiden Parteien Frieden auf die Bedingung

[1] Über den Buddhismus und seine Bedeutung als ein Haupthinderniß des Christenthums in allen jenen Ländern, in welchen er noch wirklich lebendig ist, haben wir uns bereits ausgesprochen 1873, S. 130 und 134.

[2] Über das Collegium von Pulo-Pinang vergl. diese Zeitschrift 1873, S. 140 f.

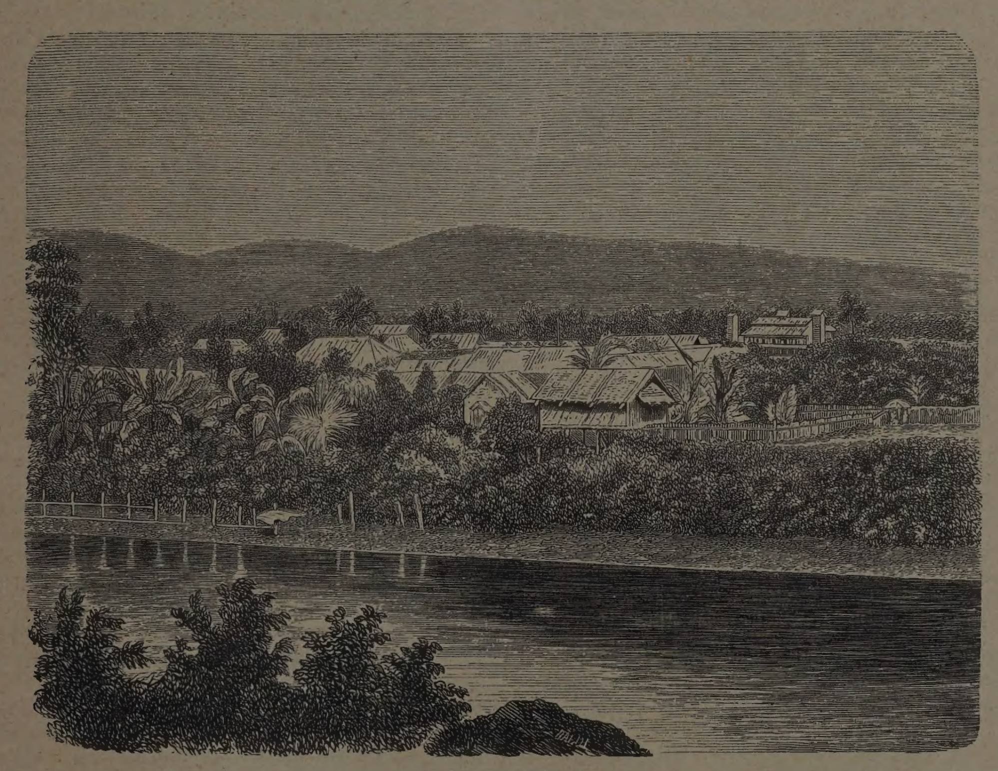
[1] Wie wir oben bereits sagten, wird Ost-Birmanien von den Priestern des Mailänder Seminars der Ausw. Missionen verwaltet.

[2] Töngu ist ein noch in Britisch-Birmanien liegender Grenz- und Zollposten, welcher dem apostolischen Präfekten von Ost-Birmanien als Sitz angewiesen ist, da in den zu seinem Vikariat gehörigen Gebieten kein sicherer und passender Mittelpunkt sich fand. Über die Karenen siehe diese Zeitschrift 1873, S. 111 ff.

hin, daß des Getödteten Frau, Tochter, Schwägerin und Neffe zum allgemeinen Besten verkauft würden; der Sohn des Getödteten entzog sich dem nämlichen Lose durch die Flucht, kam aber um, als er über einen Fluß schwimmen wollte. Auch der Hungertod hielt reiche Ernte in den Dörfern, auf welche sich unsere Wohlthätigkeit nicht erstrecken konnte, weil die Gaben kaum für unsere Christen ausreichten. In Thotoko verhungerten 44 Personen; manche von ihnen fand man im Busche neben den Werkzeugen, mit welchen sie einige Wurzeln hatten ausgraben wollen; in Matapoli starben 10 Personen u. s. w.; kurz über 300 Personen werden wohl in den umliegenden Dörfern umgekommen sein, und es ist wohl nicht übertrieben, wenn ein Missionär mir schreibt: die Hälfte der Soku ist nicht mehr, viele sind geflohen, viele haben in den Christendörfern eine Zuflucht gefunden und die andern sind verhungert. Haben wir also nicht allen Grund, der Vorsehung zu danken? Denn während die Dörfer, welche in einem Umkreise von ein bis zwei Tagereisen um unsere christlichen Dörfer liegen, so schwer heimgesucht wurden, ist in unseren Dörfern Niemand verhungert, Niemand verkauft worden.

„Trotzdem sind auch jetzt die Nachrichten, welche ich Ihnen über unsere Karenen mitzutheilen habe, nicht die günstigsten; auch in diesem Jahre haben die Mäuse und Ratten die Ernte wieder vernichtet und 15—20,000 Karenen sehen einer traurigen Zukunft entgegen. Zwar verspricht die Regierung ihre Unterstützung, aber wir haben hier keine Eisenbahnen oder gebahnte Straßen, und da wir 2, 3, 4 Tagereisen von Töngu entfernt sind, hält es schwer, die nöthigen Lebensmittel in diese unwegsamen Gegenden zu schaffen.

„In diesem Jahre (1874) haben wir 592 Personen, meistens Erwachsene getauft; auch in Töngu hat sich unsere kleine Gemeinde um 19 Erwachsene vermehrt. Unsere Mission nimmt von Jahr zu Jahr einen besseren Aufschwung, und wenn die Hungersnoth nicht alle unsere Hoffnungen zerstört, werden wir mit der Gnade Gottes bald viele Tausend Christen in unserem Vikariat zählen."



Ansicht von Töngu.

Brasilien.

Wir haben in den katholischen Missionen bereits zweimal (1873, S. 47 und S. 71) über die in Brasilien ausgebrochene Kirchenverfolgung Nachrichten gebracht; heute wollen wir diese Angaben vervollständigen und in kurzen Umrissen ein Gesammtbild der kirchlichen Kämpfe im Kaiserreich Brasilien entwerfen [1].

Den Ursprung und die Veranlassung dieser Verfolgung bespricht in eingehender Weise ein Brief des hochwürdigsten Herrn Bischofs von Olinda (Pernambuco), den dieser am 2. August 1874 aus seinem Gefängnisse, der Festung S. João in der Bai von Rio de Janeiro, an den hochwürdigsten Herrn Bischof von Buenos-Ayres gerichtet hat. Im Allgemeinen gesprochen, ist auch die brasilianische Kirchenverfolgung ein Ring in der Kette all' der Bedrängungen und Anfeindungen, mit denen das Freimaurerthum der katholischen Kirche zusetzt. Die nächsten Veranlassungen zum Angriffe waren nach dem oben genannten Briefe folgende: Ein Geistlicher in Rio de Janeiro schloß sich der Loge an und hielt an einem Maurerfeste ganz im Logenstyle eine Rede, die bald auch durch den Druck verbreitet wurde. Sein Bischof, der hochwürdigste Herr Pedro de Lacerda, zog ihn darüber zur Rechenschaft und belegte ihn mit den kanonischen Strafen. Auf einmal waren alle Logenmänner in rührigster Thätigkeit. Die beiden Hauptlogen in Rio de Janeiro, die bisher gegenseitig sich angefeindet hatten, versöhnten sich, wie dereinst Herodes und Pilatus; die Freimaurerpresse eröffnete einmüthig einen wüthenden Kampf gegen alle Einrichtungen und Lehren der katholischen Kirche, plötzlich tauchten

[1] Diejenigen unserer Leser, welche eine eingehendere Darstellung dieses brasilianischen „Culturkampfes" wünschen, können wir auf die „Stimmen aus Maria-Laach" 1874 VII. S. 361 u. f. verweisen.

eine Anzahl Blätter auf, die nach den Absichten des Geheimbundes das Volk bearbeiteten und „öffentliche Meinung“ machten.

Nach diesen Einleitungen legte man es geradezu darauf ab, Schritte und Erklärungen der Bischöfe gegen die Loge hervorzurufen. Am 29. Juni 1872 wurde zur festlichen Erinnerung an die Gründung einer Freimaurerloge in der Kirche des Apostelfürsten Petrus zu Pernambuco eine Messe verlangt und alle „Brüder“ eingeladen. — Der Bischof Vital Antonio Gonçalves de Oliveira aus dem Kapuzinerorden, der erst am 24. Mai seinen feierlichen Einzug als Bischof gehalten hatte, untersagte natürlich eine solche Feier und die Geistlichkeit stand fest und treu zu ihrem Oberhirten. Die Loge wiederholte dasselbe Manöver am 3. Juli. Es folgte das gleiche Verbot des Bischofs und der gleiche Gehorsam des Klerus. Nun entlud sich der Haß der Geheimbündler von Neuem gegen die Kirche, besonders wurde die Andacht zur Gottesmutter und diese selbst in frechster Weise verhöhnt. Der sorgsame Oberhirte empfahl den Pfarrern, die Gläubigen durch Predigt und Unterricht gegen die ausgestreuten Lügen und Verleumdungen sicher zu stellen und durch Gebete die Gotteslästerungen zu sühnen. Als Antwort darauf veröffentlichten die Logenblätter die Namen jener, die Freimaurer seien und dennoch in den kirchlichen Bruderschaften als Präsidenten, Schatzmeister und Sekretäre eine hervorragende Stelle einnähmen. Zugleich wurde ein anerkannter Freimaurer und Ungläubiger von reinstem Wasser von einer dieser Bruderschaften zum Präsidenten gewählt. Hiermit war, Gottlob, ein wunder Fleck im kirchlichen Leben Brasiliens bloßgelegt. Schon seit geraumer Zeit hatten nämlich die Männer von Kelle und Schurzfell, angelockt von den reichen Geldmitteln der kirchlichen Bruderschaften, welche diesen zur Erhöhung der kirchlichen Festfeier und zu umfassenden Wohlthätigkeitszwecken durch die Beiträge der Mitglieder und frommen Vermächtnisse zuflossen, sich in die Bruderschaften aufnehmen lassen und arbeiteten so gewissermaßen im Innern der Kirche selbst an deren Zerstörung. Aber der muthige Bischof von Pernambuco griff das Übel in seinem Sitze an. Er befahl durch ein Rundschreiben vom 28. December kraft seiner oberhirtlichen Amtsgewalt den kirchlichen Bruderschaften, diejenigen, die nicht alsbald und öffentlich der Loge abschwören würden, aus dem Bruderschaftsverbande unverweilt auszuschließen. Eine dreimalige oberhirtliche Mahnung blieb fruchtlos. Da wurde über die widerspänstigen Bruderschaften das kirchliche Interdikt verhängt. Ein lichtvolles Hirtenschreiben klärte die Gläubigen über das Vorgefallene auf und wies nach, wie die Theilnahme am Freimaurerbunde von jeher und mit vollem Rechte durch die strengsten kirchlichen Strafen sei untersagt worden. Katholik sein wollen und zugleich Logenbruder — das suchte man in Brasilien in's Leben einzuführen und das erklärte der hochw. Herr Bischof für unvereinbar, für unmöglich.

Wie der Bischof von Pernambuco (oder Olinda) in seinem oben erwähnten Briefe hervorhebt, macht das ganze Vorgehen gegen die Kirche in Brasilien den Eindruck eines in den tonangebenden Kreisen längst zuvor abgekarteten Spieles. So verklagten denn die Bruderschaften beim Präsidenten der Provinz Pernambuco den Bischof „wegen Mißbrauch der Amtsgewalt“. Dieser übermittelt die Anklage an den Staatsrath nach Rio de Janeiro. Der Staatsrath findet das Benehmen der Bruderschaften ganz in Ordnung, entrüstet sich höchlichst über den Bischof, der die Maurerei, „diesen ganz unschuldigen und nur für Wohlthätigkeitszwecke gegründeten Verein“, verurtheile, und befiehlt ihm, sein Interdikt zurückzunehmen, sonst würde die kaiserliche Regierung die kirchlichen Strafen für null und nichtig erklären. Das Alles verordnete der Staatsminister wahrscheinlich in getreuer Erfüllung seines Eides, die katholisch-apostolisch-römische Religion aufrecht erhalten zu wollen. Dieses Dekret, vom Kaiser Dom Pedro II. unterzeichnet, wurde dem Bischof am 22. Juni 1873 zugestellt. Am gleichen Tage erhielt er ein Breve des heiligen Vaters, in dem seinem Benehmen die vollste Billigung ausgesprochen und namentlich auch die brasilianische Freimaurerei verurtheilt wurde.

Das Auftreten des Bischofes von Pernambuco und dieses päpstliche Breve rief nun den gesammten Episcopat von Brasilien zum Kampfe gegen das um sich greifende Übel auf. Und sie haben sich in apostolischer Entschiedenheit und Festigkeit bewährt. Durch die fast unermeßlichen Landstrecken Brasiliens erschollen die Hirtenworte der Bischöfe und fanden allenthalben unter den Gläubigen ein freudiges und glaubensvolles Echo. Die Geistlichkeit erhob sich und sprach in begeisterten Ausdrücken ihre Anhänglichkeit und Treue gegen die Bischöfe aus, die Gläubigen vereinten sich zur Gründung katholischer Vereine, um kirchliches Leben und kirchliche Anschauungen in alle Kreise zu tragen. Die Worte der Bischöfe fanden auch in der Loge ihren Wiederhall und in den von ihr angesteckten und so entarteten Bruderschaften, freilich in ganz anderer Weise — nun, die Maske fiel und das war gut. Die Antwort, die sie z. B. in den rohen Pöbelexzessen von Pernambuco gaben, haben wir bereits früher berichtet (1873, S. 47).

Interessant sind die Manöver, welche nun von Seite der brasilianischen Regierung in's Werk gesetzt wurden. Ein außerordentlicher Gesandter, Baron de Penedo, wird nach Rom gesandt — er soll es dahin bringen, daß der Papst die brasilianischen Bischöfe tadle; und siehe da, kaum ist er in Rom angelangt, so wissen die Logenblätter schon von seinem Erfolge zu erzählen. Und wie ist er nach deren Angaben zum erwünschten Ziele gekommen? Ein paar Millionen Franken, riefen sie aus, haben den Papst in die richtige Stimmung versetzt. Seht, das Gold ist unfehlbar! Doch der Jubel war von kurzer Dauer. Der Logenmeister Saldanha mußte selbst bald gestehen, daß die Hoffnungen der Regierung, den Papst für sich und gegen die Bischöfe einzunehmen, gründlich gescheitert seien. *Pius IX. hat, so gestand der Großmeister, die Augen vor dem Golde geschlossen, das man ihm anbot.* Man ging noch weiter. Während sich die Regierung durch die Unterhandlungen des Gesandten in Rom den Anschein zu wahren suchte, als strebe sie nach friedlicher Lösung der Verwicklungen, verurtheilte sie gleichzeitig den Vorkämpfer der katholischen Sache, den Bischof von Pernambuco. Der oberste Gerichtshof der Kaiserstadt erblickte in dem Vorgehen des Prälaten einen Angriff auf die Verfassung; am 17. December wurde die Inhaftirung des Bischofs beschlossen und am 1. Januar 1874 in Pernambuco ausgeführt. Ein Bischof im Gefängniß — das ist stets ein erhebendes und segensreiches Schauspiel! Auch in Pernambuco bewahrheitete sich das. Bereits die ersten Stunden der Haft wurden dem heldenmüthigen Bischofe durch die reuige Rückkehr vieler Freimaurer versüßt. Einer der Hauptanstifter der Exzesse vom 14. Mai 1873 brachte unter nicht enden wollendem Beifall des Volkes ein donnerndes Hoch aus auf den „brasilianischen Athanasius“. Ein festlicher Empfang wartete seiner auch in der Kaiserstadt, wo er in dem ungesunden Marinearsenal eingekerkert wurde. Selbstverständlich konnte der Bischof die Zuständigkeit der Gerichtsbehörden nicht anerkennen, er verweigerte folgerichtig alle Auskunft. „Jesus aber schwieg,“ das war seine einzige Antwort auf die langathmige Anklageschrift. Zwei Senatoren, wackere Katholiken und tüchtige Rechtsgelehrte, erboten sich von freien Stücken seine Vertheidigung zu führen. In meisterhafter Rede entwickelte der eine die Nichtigkeit aller Klagepunkte, der andere die Unzuständigkeit des Gerichtshofes in den rein geistlichen und kirchlichen Angelegenheiten. Trotzdem lautete das Urtheil des Richtercollegiums auf vier Jahre Zwangsarbeit. Am 12. März bestätigte der Kaiser die Verurtheilung, „ermäßigte“ aber die Strafe auf vier Jahre einfacher Gefängnißhaft.

Am 19. Mai wurde ein zweiter Bischof gefänglich in die Kaiserstadt eingebracht. Es war der Bischof von Para, Antonio de Macedo Costa, aus dem Lazaristenorden. Auch er wurde am 1. Juli 1874 auf die nämlichen Anklagen hin zur gleichen Strafe verurtheilt. Die Prälaten befinden sich gegenwärtig in den Gefängnissen zweier Festungen an der Bai von Rio de Janeiro. Ihr Muth ist freudig und ungebrochen. Die Briefe der eingekerkerten Oberhirten athmen die opfer-

willigste Hingabe an die heilige Sache und geben zugleich Zeugniß, daß der über Brasiliens Kirche hereingebrochene Sturm zur heilsamen und thatkräftigen Belebung des katholischen Glaubens recht viel beiträgt. So schreibt der hochwürdigste Bischof von Pernambuco am 2. Aug. 1874 an den Erzbischof von Buenos-Ayres über „die großartige religiöse Bewegung, zu der die ungerechte Verfolgung den Anstoß gegeben". Er nennt sie „eine heilsame und gesegnete Bewegung, ein plötzliches und glückliches Aufwachen eines Volkes, das in den Armen der religiösen Gleichgültigkeit eingeschlafen war am Rande eines bodenlosen Abgrundes — des Protestantismus". Nicht bloß werden den gefangenen Bischöfen aus allen Theilen des Kaiserreiches die rührendsten Beweise der Theilnahme ausgesprochen, auch im Senat und in der Kammer findet ihre Sache gewandte und muthvolle Vertheidiger, und aus der Mitte der Bevölkerung erheben sich die entschiedensten Vorstellungen und Proteste gegen die verübten Gewaltakte. Neue Schritte der Vergewaltigung stellen die Gesetzentwürfe vom 30. Juni in Aussicht. Nach diesen soll von jedem Akt der kirchlichen Behörde, besonders von der Verhängung der Suspension und des Interdiktes, der Recurs an die Staatsgewalt freistehen (— der „niedere Klerus" soll eben auch in Brasilien gegen die Bischöfe unterstützt werden —), wer den Entscheidungen der letzteren in Betreff der kirchlichen Strafen irgendwie entgegentritt, soll der Verbannung und falls der Zuwiderhandelnde ein Bischof ist, der Amtsentsetzung anheimfallen. Obgleich die brasilianische Regierung diese entschieden feindlichen Maßregeln treffen zu wollen scheint, hält sie doch die Beziehungen mit Rom noch aufrecht. Ein zweiter Bevollmächtigter, Baron d'Araguaya Domingo José Gonçalves de Magalhaes, überreichte Anfangs Oktober in Privataudienz dem hl. Vater sein Beglaubigungsschreiben. Nachrichten aus Rom zufolge soll dieser Diplomat mit dem Abbruch aller Beziehungen seiner Regierung zum heiligen Stuhle drohen, falls letzterer sich nicht bald zu den von Brasilien beliebten Zugeständnissen herbeiließe. Glaubt man etwa, der heilige Vater werde die muthvollen Bischöfe, deren Handlungsweise er so lobend anerkannt hat, tadeln oder preisgeben? In Rom beugt man das Recht und die Wahrheit keineswegs, und man hat dort schon viel gewaltigere Drohungen, als die der brasilianischen Freimaurer sind, nicht gefürchtet, sondern nur mitleidig belächelt.

Die letzten Berichte melden, daß die Regierung wiederholt unter Androhung von Kerker und Zwangsarbeit den Generalvikaren von Olinda und Para die Aufhebung des über die Bruderschaften verhängten Interdikts befohlen habe. Diese erklärten mit aller Entschiedenheit, dazu gar keine Vollmacht zu besitzen, und Msgr. Vital richtete neuerdings aus seinem Gefängnisse einen offenen Brief an den ersten Minister Rio Branco, in dem er ihm auseinandersetzte, wie es ganz vergeblich sei, von den Generalvikaren zu verlangen, was der Bischof verweigern mußte und immer verweigern muß.

In einzelnen Distrikten Brasiliens hat die Unzufriedenheit der Bevölkerung über die vermehrten Steuern, über die neuen Maße und Gewichte, über die Aushebung zum Militär, über die Tarife u. s. f. sich in Aufständen und kleineren Revolten Luft gemacht. So in Parahyba, Buom-Giardino, Itambe u. s. f. Die Regierungsorgane schrieen sogleich, daß der ultramontane Klerus die Hände im Spiele habe und die Massen fanatisire. Mit regem Eifer wurden nun bei Geistlichen und in Klöstern Hausuntersuchungen angestellt, alle Briefschaften mit Beschlag belegt, Verhöre angestellt; allein was die Regierungsmänner wünschten, fand sich nicht vor; man konnte keine Anklage und auch keinen Scheinvorwand finden, um den Haß des lieben süßen Pöbels auf die Geistlichen abzulenken. Unsere „liberalen" Zeitungen, z. B. die Augsburger Allgemeine, machen in ihrer liberalen Wahrheitsliebe selbstverständlich den Klerus und ihn allein zum Schuldigen. Nach den neuesten Berichten hat der Kaiser die Kammern zu einer außerordentlichen Sitzung einberufen, um Maßregeln zu berathen, welche dem Lande den religiösen und bürgerlichen Frieden wieder schenken können.

Miscellen.

Über die Mission unter den Kolhs in Tschota Nagpur (Bengalen) hat der „Berliner Hilfsverein für die evangelische Mission" soeben einen Bericht „an seine Freunde" versendet. Ohne zu den Freunden der „evangelischen Mission" zu gehören, haben auch wir diesen Bericht erhalten, und es wird unsere Freunde vielleicht interessiren, etwas aus diesem „für Freunde" bestimmten Aktenstück zu erfahren; denn wie es uns selbst versichert, ist es im Stande „über die Lage der Goßner'schen Kolhsmission" am besten zu unterrichten.

Selbstverständlich wird zuerst berichtet über die „Missionäre", und wir lesen da wortwörtlich: „Der HErr hat uns alle in seiner wunderbaren Güte und Liebe erhalten, zum Arbeiten Lust und Kraft geschenkt und unsern Kreis durch Hinzufügen einer neuen Kraft in der Person unseres lieben Bruders Nowack erweitert. Unsere Frauen und Kinder hat er uns in Gnaden durch Krankheiten und andere Gefahren durchgebracht und uns dadurch manchen Kummer vom Herzen genommen. Die Zahl der Missions-Geschwister ist auch durch Verheirathung des Bruders Kampfhenkel mit Schwester Bertha Kleinschmidt vermehrt worden. Drei Brüder sind in unserer Mitte, deren Familienkreise durch die Geburt von gesunden Töchterlein beglückt wurden. Laßt uns loben unsern Herrn und Gott für solcherlei Gnaden und Erbarmen!" — Welche Apostel und welche apostolische Freuden!

Darauf wird „über den Verlauf älterer Angelegenheiten" berichtet; als klassisches Muster der Darstellung und zum Beweis für die Wichtigkeit der behandelten Fragen citiren wir Folgendes: „Zwischen einem hochwürdigen Curatorio (in Berlin) und dem Vorstande (der Mission in Indien) wurde lange die Frage behandelt, ob in Zukunft den Native- (d. h. einheimischen) Geistlichen der Chapkan (ein indisches Gewand) oder der Talar als Amtstracht zu geben sei. Da Babu Paulus Nemo in diesem und Babu Nathanael Tuyu in jenem ordinirt worden waren — der Eine für Maabhum, der Andere für Singbhum — so glaubte ein hochw. Curatorium, um beiden Seiten gerecht zu werden, daß hier das eine und dort das andere Kleid in Zukunft zu tragen sei. Nachdem aber der Vorstand auf die zukünftige Kirche dabei hingewiesen hatte, daß nämlich gar leicht ein Zwiespalt in den Gemeinden entstehen könnte, so hielt es ein hochw. Curatorium für gerathen, allein den Chapkan zu bestimmen. Da jedoch die Maabhum-Gemeinde nicht ein Kleid fahren lassen möchte, das ihr lieb geworden ist und das ihr erster Pastor bereits zu tragen die Ehre hatte, so geht nun die endliche Bestimmung dahin, diese wichtig werden wollende Frage durch die Majorität der Generalsynode entscheiden zu lassen." — O glückliche Generalsynode, die so wichtige Fragen zu entscheiden hat! Die Berliner Pastoren scheinen ihre indischen Collegen nicht einmal für so weit ebenbürtig zu halten, daß ihnen der Gebrauch des Talars gestattet werden könnte.

Im weiteren Verlaufe des Berichtes kommen dann sehr detaillirte Tabellen über die Missionsstationen, die europäischen und eingeborenen Arbeiter, die Zahl der Gemeindemitglieder und die Schulen. Wir heben nur das Resultat heraus, daß auf 6 Stationen 14 europäische Missionäre, 2 „Native-Geistliche", 6 Candidaten, 56 Katechisten, 44 Lehrer und 6 Colporteure thätig waren. Die Zahl der Gemeindeglieder belief sich auf 19,959, unter denen aber nur 6361 Kommunikanten oder volle Gemeindeglieder waren. Merkwürdiger Weise betrug die Schülerzahl bloß 470. Wenn wir beachten, daß die Mission unter den Kolhs bereits über dreißig Jahre besteht, daß dieselbe im Ganzen wohl

schon über eine Million Thaler gekostet hat, daß jährlich zwischen 30 und 40,000 Thaler für dieselbe von Berlin aus gesendet werden müssen, so finden wir diese Zahlen nicht sehr „tröstlich". Unser „Trost" wird aber noch geringer, wenn wir weiter im Berichte lesen, wie es um den sittlichen Zustand dieser „Bekehrten" steht.

Über den sittlichen Zustand der ältesten Station, nämlich der „Diözese Ranchi" (3187 Seelen), schreibt der Missionär Flox: „Bei dem älteren und ältesten Theile der Gemeinde zeigt sich wiederholt das Laster des Trunkes, auch hat bei vielen das Reinlichkeitsgefühl nachgelassen. Bei den neueren Gemeindegliedern ist Streben nach Erkenntniß und die Bemühung, der Aufforderung ihrer neuen Religion nachzukommen, allgemein zu erkennen .... Leider wird durch die unendlichen Prozesse in Landstreitigkeiten, in welche die Uraus durchweg verwickelt sind, das Wahrheitsgefühl abgestumpft, wie überhaupt der Sinn für Geistliches und Geistiges sehr beeinträchtigt." Über die zweitälteste Station, Lohardagga (701 Seelen), schreibt Missionär Lorbeer: „Über den sittlichen Zustand der Gemeinde kann man sich insofern befriedigender aussprechen als im vorigen Jahre, als der Gottesdienst fleißiger besucht und die Predigt mit großer Aufmerksamkeit angehört wurde .... Es bleibt jedoch immer noch Vieles zu wünschen. Einige Christen sind leider in das Ganjarauchen (Hanfrauchen, das mit dem Opiumrauchen dieselben Wirkungen hat) versunken und treiben in ihrer Verkehrtheit allerlei unschickliche Dinge. Einige Andere haben sich dem Soff (sic) ergeben, haben es aber nach wiederholter Ermahnung zum Theil unterlassen. Christen verheiratheten ihre Kinder mit denen der Heiden" u. s. w. In Bezug auf die Gemeinde Burju (5382 Seelen) schreibt Missionar Kröcher: „Der sittliche Zustand der Gemeinde ist ein betrübender. Es sind doch gar wenige Christen, an denen sich Früchte des Glaubens wahrnehmen lassen. Der Aberglaube ist wohl in den Herzen der meisten noch nicht völlig überwunden und tritt vielfach durch Zauberei und dergleichen zu Tage. Willigkeit zum Geben ist nur vereinzelt zu finden. Auch an einem äußerlich unanstößigen Wandel hat es bei vielen Christen gefehlt. Sünden gegen das 6. Gebot sind sehr viele vorgekommen. Auch an solchen Christen fehlt es nicht, die sich mehr oder weniger dem Trunke hingegeben haben und deren Ausschließung aus der Gemeinde wohl nicht mehr lange wird vermieden werden können. Zwischen den Christen und Heiden als solchen ist es zu Reibungen nicht gekommen, vielmehr ist das Verhältniß ein freundschaftlicheres, als man es wünschen möchte." Wenn nun auch der sittliche Zustand der drei anderen, jüngeren Stationen als befriedigender geschildert wird, so scheint uns dennoch der ganze Bericht den Eindruck zu machen, als sei „Manches faul im Staate Dänemark", und thäten Se. Excellenz Herr von Bethmann-Hollweg als Vorsitzender des Berliner Hilfsvereins mit den Oberconsistorialräthen und Generalsuperintendenten, die zum Comité gehören, recht gut daran, wenn sie die Kolhsmission nicht gerade als Muster einer „evangelischen Mission" hinstellen wollten.

Offene Correspondenz.

P. S. in E. Wie Sie und Andere aus den kath. Missionen eine „warme Befürwortung" der gegenwärtigen „Bewegung" für ein deutsches Missionsseminar herauslesen konnten, begreifen wir nicht. Allerdings, wir billigen durchaus den Gedanken, welcher dieser „Bewegung" zu Grunde liegt, denn auch wir wünschen lebhaft, daß Deutschland so gut, wie Belgien, England, Frankreich, Italien, sein Missionsseminar besitze. Allein wir sind auch ganz entschieden der Ansicht — wie wir sie bereits wiederholt in den kath. Missionen ausgesprochen haben — daß die Gründung eines solchen Seminars nur mit ausdrücklicher und specieller Genehmigung des deutschen Episcopates und auf dessen Bevollmächtigung hin in Angriff genommen werden darf. Eine bloß allgemeine Belobung des Gedankens oder Projectes von Seiten eines oder mehrerer Bischöfe halten auch wir für ungenügend. — Ferner stimmen wir Ihnen vollständig darin bei, daß die Gründung nicht leichtsinnig begonnen werden dürfe, also nicht bevor wenigstens irgendwie hinreichende Fonds gesichert sind. Nicht ohne Grund haben wir gesagt, „man dürfe nicht glauben, daß mit geringen Mitteln, etwa mit einigen tausend Thalern etwas zu machen sei." — Den in der katholischen Presse laut gewordenen Wünschen nach augenblicklicher Gründung eines Missionsseminars entgegenzutreten, lag für uns kein Anlaß vor. Auch jetzt wollen wir nur, um Mißverständnisse zu verhüten, erklären, daß wir bis jetzt der ganzen Bewegung fern stehen und uns auch — wie wir gehörigen Ortes schon vor Monaten mittheilten — fern halten werden, bis der deutsche Episcopat das Project ausdrücklich genehmigt und zu dessen Ausführung seine Bevollmächtigung ertheilt hat.

Für Missionszwecke.

	Mark.
Für den Loskauf annamitischer Christinnen, bezw. für die verfolgten Christen in Tongkin:	
Von T. B. P.	3 —
Aus Freising. Für die Martyrerkirche in Tongkin, in honorem St. Alberti . . . fl. 12.	20.57
Für den Loskauf und Unterhalt von Heidenkindern:	
Aus Limburg (Holland) durch P. N., S., E.	120 —
Durch B. Herder in St. Louis von Rev. Dr. Jörger, Jefferson, Wisc. . . . $ 22.	37.71
Von M. B. in E.	20 —
Domine exaudi orationem meam per intercessionem B. M. V. et St. Ignat. et Franc. Xav.	21 —
Aus Dittigheim	8 —
Von den Kindern der Klosterschule der barmherz. Schwestern vom hl. Karl Borromäus zu Brünn . ö. W. B. fl. 5.	9.28
Aus Ehrenbreitstein. Von einem Gewinn in der Kölner Dombaulotterie . . . Thlr. 10.	30 —
Von Dr. R. in Tr.	42 —
Von A. W. in Schlanei . . . Thlr. 7.	21 —
Durch P. Alexander Schaffer in St. Lambrecht ö. W. fl. 9.	15.42
Durch eine Näherin in B. . . . fl. 10.	17.14
Durch R. R. am Seminar St. Lucius, Chur, frcs. 31.50.	25.40
Für verschiedene Zwecke:	
Études relig. . . . frcs. 20.	16 —
Durch Pfarrer F. X. Moutet in Sinzheim	150 —
Aus dem schlesischen Isergebirge	17.70
J. F. aus Westphalen	15 —
Aus M. von einem Taglöhner . . . fl. 12. 6 kr.	20.74
Durch S. Wengert in Dirgenheim . . fl. 313. 35 kr.	537.58
Von Präc. St. in Mergentheim . . . fl. 24. 30 kr.	42 —
Aus Göschweiler	14 —
Aus Speyer	10 —
Von einem Priester in Tirol . . . Thlr. 3.	9 —
Aus Langendorf bei Mähr.-Neustadt . . ö. W. fl. 10.	17.14
Durch Herder & Cie. in München . . . fl. 14.	24 —
Durch Pfarrer Schmitt in Schwabsberg	43 —
Durch Pfarrer S. in S., Rheinpreußen . Thlr. 10.	30 —
Durch Pfarrer Th. in Vöhrenbach . . . fl. 10.	17.14
Von Minka Haase aus Trautenau . . . ö. W. fl. 2.	3. 4
Durch A. Ahnelt in Coburg	4.40
Von Tuntenhausen durch Herder & Cie. in München fl. 10. 30 kr.	17.99
Durch die Redaction des Straubinger Tageblattes fl. 25.	42.86
Aus Württemberg, Donaukreis . . . fl. 30.	51.42
Für die Erziehung eines armenischen Knaben zum Priester und Missionär:	
Ein Ehepaar aus der Pfarrei Oberhausen (Diözese Regensburg) . . . fl. 500.	857.14

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von F. J. Hutter, Theilhaber der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.
Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg (Baden).
Zweigniederlassungen in Strassburg, München u. St. Louis, Mo.